

Doppel-Bändchen.

40 Pfennig.

48 Heller ö. B.

# Universal-Bibliothek

2478, 2479

## See- und Strandgeschichten.

Von

Holger Drachmann.

Mit Autorisation des Verfassers aus dem Dänischen  
übersetzt und eingeleitet

von

J. C. Poestion.

Leipzig.

Verlag von Philipp Reclam jun.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind durch  
jede Buchhandlung stets gratis zu beziehen.

Philipp Reclam's

# Universal-Bibliothek.

Bis März 1900 sind 4060 Nummern erschienen.

Jedes Werk ist einzeln käuflich. — Preis: 20 Pfennig die Nummer.

Ein vollständiges Verzeichnis ist durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

## Neueste Erscheinungen:

4034. Dr. A. Bipper, Erläuterungen zu Wielands Oberon.
- 4035/36. Clara Schudi, Napoleons Mutter. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Dr. G. von Leuf. Mit 7 Illustrationen. — Geb. 80 Pf.
4037. William Shakespeare, König Heinrich der Fünfte. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Nach Schlegels Übersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Kilian. Herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. Bühnen-Shakespeare. 11. Band.
4038. August Erinius, Dem Lichte zu. Prinzessin Übermut. Schiffbruch. Drei Geschichten.
4039. Jux-Spiele. Gesammelt und herausgegeben von Carl Fr. Wittmann. 3. Bändchen: Professor Soculorum. Das Universalgenie. Kl. 8.
4040. Hans Müller, Das Hemdenknöpfchen. Lustspiel in einem Aufzuge.
- 4041—43. Graf Leo N. Tolstoj, Auferstehung. Roman. Aus dem Russischen übers. v. Marie v. Bezold. 2. Teil. Das ganze Werk komplett in 1 Bb. geb. M. 1.50.
4044. Heinrich Heine, Almanzor. Tragödie in zwei Aufzügen. Für die Bühne eingetrichtet von Paul Lindau.
4045. Prologe Scherz und Ernst. Zur Benutzung bei Veranlassungen in Familien, Vereinen und Theatern. Gesammelt, durchgesehen u. herausgeg. v. C. F. Wittmann.
- 4046—48. Das Buch Hiob.\* Aus dem Grundtext übersetzt u. mit Erläuterungen versehen von Franz Herrmann.
4049. Karl Weiser, Hutten. Schauspiel in fünf Aufzügen.
4050. Marie Bernhard, Die Glücklichen. Novelle. — Geb. 60 Pf.
- 4051/52. Tausend und eine Nacht. Aus dem Arabischen übertragen von Max Henning. 19. Bd.: Nachtrag. 2. Teil.
4053. Baldwin Groller, Aus meinem Briefkasten der Redaktion. Unfreiwillige Humore. Selbst erlebt und selbst erlitten.
4054. Ferdinand Raimund, Mojsirs Zauberspruch. Zauberspiel in 2 Aufzügen. Eingeleitet von Adam Müller-Guttenbrunn.
4055. Xaver Sandor-Gjalski, Erzählungen. Aus dem Kroatischen von Jda Fürst.
4056. Don Manuel Breton de los Herreros, Ein weiblicher Don Juan. Lustspiel in 1 Aufzuge nach dem Spanischen von Johannes Fastenrath.
4057. Dr. A. Bipper, Erläuterungen zu Lessings Emilia Galotti.
4058. Octave Feuillet, Ein Schwarz. Roman. Aus dem Französischen übertragen von Henriette Dévidé.
- 4059/60. Bruno Köhler, Allgemeine Trachtenkunde. Mit 848 Kostümbildern, gezeichnet vom Verfasser. Erster Teil: Das Altertum.

## Ginband-Decken

in Ganzleinen zur Universal-Bibliothek (wie dieselben zu Reclam's Miniaturausgaben) ohne Titeldruck in 9 Größen, für Bände im Umfang von 5, 8, 12, 16, 20, 25, 30, 35 u. 42 Bogen, sind, pro Stück 30 Pf., durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

# See- und Strandgeschichten.

Von

Holger Drachmann.

Mit Autorisation des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt  
und eingeleitet

von

J. C. Poestion.

---

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

839.8 - 3

ENSV  
Riiklik Avalik  
Raamatukogu

1a

L2498 ✓

# Inhalt.

---

	Seite
Holger Drachmann. . . . .	5
See- und Strandgeschichten:	
Sündflutsage . . . . .	13
Er starb und wurde begraben . . . . .	32
Geschichte eines Strandwäschers. . . . .	50
Wird er um die Landspitze kommen? . . . . .	63
Wie und wofür der Oberlootse die Spielbuse bekam. . . . .	68
Ein gemüthlicher Winkel. . . . .	89
Sie starb und wurde begraben . . . . .	109
Das Schiff in der Kirche . . . . .	120
Ein Roman in den Dünen . . . . .	133
Um Kap Horn . . . . .	149
Ein stummer Bericht über einen Schiffbruch . . . . .	160
Ein Weihnachtsabend . . . . .	164
Die Erzählungen des Zollassistenten.	
1. Der Schiffszwieback . . . . .	174
2. Von Liebchen, Weibern u. s. w. . . . .	179
3. Der westindische Shawl. . . . .	191



## Holger Drachmann.

---

Diese einleitenden Zeilen sollen nur dem Zwecke dienen, dem Leser der vorliegenden Erzählungen die Bekanntschaft mit dem Autor derselben, seinem Lebensgange und seiner litterarischen Stellung in der Heimat zu vermitteln. Bei der Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit der Produktion Drachmanns kann diese hier nur skizziert, nur andeutend charakterisirt werden, und die nachfolgenden darauf bezüglichen Bemerkungen erheben daher keineswegs etwa den Anspruch, als eine kritische Studie zu gelten. Eine solche zu liefern, behalte ich mir für eine spätere Gelegenheit vor.

Holger Henrit Herholt Drachmann wurde am 9. Oktober 1846 in Kopenhagen geboren als Sohn des bekannten Marinearztes und späteren Professors der Orthopädie Andreas Georg Drachmann, der mehrere Erdumsegelungen auf dänischen Schiffen mitmachte und als Corpsarzt an dem ersten schleswigischen Kriege teilnahm. Auch Holger sollte anfangs zur See; er wurde schon als Knabe in eine Schule gegeben, welche vorzüglich Seekadetten ausbildete, und war hier Klassenkamerad mit dem jetzigen König von Griechenland. Später aber bestimmte der Vater ihn für das medizinische Studium und im Jahre 1865 bezog Holger die Universität. Indessen hatte sich bei dem jungen Studenten eine starke Neigung zur Malerei entwickelt, die bald so mächtig wurde, daß Drachmann die Universität verließ und in die Königliche Kunstakademie in Kopenhagen eintrat, aus der er dann — ein Eleve Sörensens — als tüchtiger Marinemaler hervorging. Hierauf unternahm er längere Seereisen in der Nordsee und im mittelländischen Meere, und brachte ein halbes Jahr auf Sicilien zu (1867). Im

Jahre 1871 finden wir Drachmann in London, wo er als Maler, Illustrator und Zeitungskorrespondent lebt, daneben aber, wie schon früher, sich fortwährend auch mit Ästhetik und Musik beschäftigt. Hier hatte er Gelegenheit, die Flüchtlinge der Kommune aus Paris und damit auch die großen socialen Strömungen nach dem deutsch-französischen Kriege genau kennen zu lernen, und hier schrieb er denn auch, bei seiner Staffelei sitzend, seine ersten revolutionären Gedichte, darunter das politisch-lyrische „Englische Socialisten“, welches in ganz Scandinavien ungeheures Aufsehen erregte. Als er hierauf nach Dänemark zurückkehrte, begann eben Georg Brandes mit seiner Revolution der Geister, die den Umsturz der alten Anschauungen auf fast sämtlichen Gebieten herbeizuführen und neue Gedanken in Umlauf zu setzen suchte. \*) Drachmann schloß sich sogleich der neuen Bewegung an und wurde mit ihrem Urheber einer der Hauptführer und zugleich der „poetische Mittelpunkt“ derselben. Damals (1872) erschien auch, nachdem Drachmann kurz vorher (im selben Jahre) mit einer Sammlung von Skizzen debütiert, das erste Bändchen „Gedichte“, das Georg Brandes gewidmet war und ein Gemisch von Bewunderung, Erstaunen und Erbitterung hervorrief. Kein Wunder auch! Denn diese Gedichte waren nichts anderes als eine Kriegserklärung an die „Alten“ von der Litteratur, an die Epigonen der Romantik und des Liberalismus. Neben viel Unreifem gab es in dem Büchlein Gedichte, welche bereits den zukünftigen Meister verrieten; besonders die Neuheit und Frische im dichterischen Ausdruck sowie ein Reichthum in den angeschlagenen Tönen fielen angenehm auf. Drachmann war indessen noch längere Zeit unentschieden, ob er Maler bleiben oder sich ganz der Dichtkunst widmen sollte. Er vereinigte anfangs beides, doch mußte ihn vorläufig noch die bildende Kunst allein ernähren. „Im Schweiß seines Angesichts“ verdiente er sich durch Malen und Zeichnen von Illustrationen sein Brot, und es vergingen zwei volle Jahre, ohne daß ein neues Buch von ihm erschien. Zu diesen äußeren und inneren Kämpfen in der Wahl des zukünftigen Berufes gesellten sich noch andere, seelische Erregungen . . . Der Dichter siegte endlich doch über den Maler, und

---

\*) Man vergleiche hierüber auch meine Einleitung zu Rudolf Schmidts „Erzählungen“ (Universal-Bibliothek Nr. 2061—2062).



von allen beengenden Banden befreit, begann Drachmann nun eine Produktivität zu entfalten, die wohl ihresgleichen sucht. In unglaublich rascher Folge erschienen von 1875 an Gedichtsammlungen, Novellen, Romane u. s. w., in denen sich das ungewöhnliche und vielseitige Talent des Dichters zumeist auf das glänzendste manifestierte. Den größten äußeren und für Drachmanns künstlerisches Leben entscheidenden Erfolg hatte von diesen Werken ein Cyklus von Skizzen unter dem Titel: „Derovre fra Grænsen“ (Von jenseits der Grenze), worin der Dichter in beredter, ergreifender Weise die heroische Ausdauer der dänischen Soldaten in der Düppelstellung und die gedrückte Stimmung der Bevölkerung jener Gegend schilderte. Die Begeisterung, welche dieses Buch im Volke erweckte, beweist der Umstand, daß innerhalb dreier Monate nicht weniger als fünf Auflagen verkauft worden sind.

Drachmanns unstillen Sinn und ruhelosen Geist litt es auch jetzt nicht lange in der engen Heimat. Er begann aufs neue sein Zigeuner- und Reiseleben, besuchte die meisten europäischen Hauptstädte und hielt sich längere Zeit in denselben auf (so in Paris 1876, 1877, 1878). Diese Wanderungen blieben nicht ohne großen Einfluß auf des Dichters Gesinnung und führten zuletzt einen völligen Umschwung derselben herbei. Nachdem er nun den Naturalismus in der Nähe kennen gelernt, reifte in ihm der Entschluß, gegen die allzuweit gehenden von den „Jüngeren“ Front zu machen. Mit reichen Erfahrungen und ziemlich „zerrissen“ nach Hause zurückgekehrt, fand er sich hier ob seiner freien Anschauungen von der Bourgeoisie in Acht und Bann gethan. Er wandte sich der Politik zu, wurde aber bald des kleinlichen Streites überdrüssig und trennte sich von einer ungesunden und rein negativen Opposition. Infolgedessen von seinen früheren Freunden verzehert und in Stich gelassen, geriet Drachmann hart an die Grenze des bürgerlichen und — geistigen Ruins. Er schien verloren zu sein. Der harte Lebenskampf, den er in dieser Zeit zu kämpfen hatte, wurde jedoch für seine weitere Zukunft entscheidend, indem dabei der ideale Drang des Dichters und Menschen zu siegreichem Durchbruch gelangte. Drachmann lebte von jetzt an häufiger auf dem Lande und zwar in beinahe kameradschaftlichem Umgang mit den Naturmenschen, besonders den Fischern. Dieser Umschlag im Gemüte und Sinne des Dichters kam alsbald auch

in der Produktion desselben zum Ausdruck; es trat darin beiläufig vom Jahre 1879 an ein neuer Schwung und eine neue Blüte hervor, die bisher in der 1881 (unter dem Pseudonym Svend Tröst) erschienenen Gedichtsammlung „Gamle Guder og nye“ (Alte Götter und neue) ihren Höhepunkt erreicht hat. Drachmann entfernte sich jetzt auch immer mehr von der Partei Brandes, in deren sogenannten „europäischen“ Neigungen er eine Gefahr für das dänische Volkstum und die dänische Nationalität erblickte. Gelegentlich der Jubiläumsfeier für Björnson im Jahre 1882 erfolgte endlich der völlige Bruch mit dem Prinzip, nicht aber zugleich mit der Person Brandes'. Ein Jahr darauf (1883) bereiste Drachmann Holland und Belgien. Hier verfaßte er das großartige Gedicht zum Andenken Grundtvigs, des Vorkämpfers für das spezifisch Dänische, und schrieb (in dem Werke: Ostende=Brügge) seinen früheren Freunden von der modern=realistisch=kritisch=französischen Schule einen offenen Absagebrief. Hierauf ging er mit seiner Familie — er hatte 1879 zum zweitenmale geheiratet — abermals ins Ausland, hielt sich teils in Norditalien, teils (zwei Jahre) in Wien und Tarvis auf. Im Jahre 1885 kehrte er endlich wieder in seine Heimat zurück und lebt nun hier, von einem Kreise blondköpfiger Kinder umgeben, als glücklicher Familienvater, unermüdetlich schaffend, ohne aber einer politischen oder litterarischen Partei anzugehören, mit einer jährlichen Dichtergage, die ihm s. B. sowohl von der Regierung wie auch von der Opposition der „Bauern“ dotiert wurde. 1886 erzielte er durch die Märchenkomödie „Es var einmal“ auch als Dramatiker einen glänzenden Erfolg und wurde aus diesem Anlasse vom König durch Ernennung zum Danebrogkitter ausgezeichnet.

Wie Drachmann durch seine markante persönliche Erscheinung auffällt — er besitzt eine Hünengestalt mit echt dänischem Gesichtstypus —, so ragt er auch durch seine scharf ausgeprägte dichterische Eigenart unter den übrigen zeitgenössischen Poeten Dänemarks hervor. Er ist vor allem auch als Dichter ein echter Däne und Nordländer, obschon das südgermanische Blut seiner väterlichen Abstammung — die Familie Drachmann soll aus Deutschland eingewandert sein — sich noch in gewissen Charakterzügen, und zwar nicht zum Nachtheile geltend macht.

Ein starker Grundzug im Wesen des Dichters ist dessen Liebe.

zur Natur, besonders zum Meere und zum Strande, sowie zum schlichten Volke — und zwar vor allem wieder zum dänischen Meere und zum dänischen Strande mit seiner Bevölkerung: den Matrosen, Fischern und was mit diesen Seeleuten in Verbindung steht. „Er versteht die dänische Waldlandschaft wie wenig andere und eine dänische Küstenlandschaft wie kein anderer. Alles, was zur See gehört, kennt er und vermag er besser zu schildern als es je einer vor ihm auf dänisch gethan hat“ (Georg Brandes). Man hat Drachmann daher auch den „Dichter des Meeres“ genannt. Die Liebe zur See hatte ihn zuerst zum Marinemaler gemacht und später als Dichter mit einem unerschöpflichen Schatz von Motiven ausgestattet. Seine allerfrischesten und lebensvollsten Strophen hat er auf das Meer — die Nordsee und die Adria — gesungen. Durch seinen kameradschaftlichen Umgang mit den Seeleuten und Fischern hat er auch diese, wie vielleicht kein anderer, kennen gelernt und geschildert. Merkwürdig ist es besonders, wie Drachmann sich in das Fühlen und Denken dieser Menschen hineingelebt, ja selbst soviel davon angenommen hat, daß er, obschon dem besseren Bürgerstande entsprossen, doch wenig von dessen Gepräge an sich hat, sondern wie der Mann aus dem Volke, der Fischer, Matrose, Handwerker u. s. w. fühlt.

Obschon nun aber, wie man sieht, eine durchaus demokratische Natur, ist Drachmann als Künstler doch Aristokrat, der sich im Salon der feinen Welt ebenso sicher bewegt wie in einem Boote auf der See. Er läßt sich ebenso leicht von den brennenden Fragen des Tages entflammen, wie durch ein idyllisches Naturbild bezaubern. Die Verhältnisse in Staat und Kirche, in Kunst und Litteratur, in der Gesellschaft u. s. w. haben ihm beständig Gelegenheit gegeben, die Geißel der Satire zu schwingen, und die Polemik spielt denn auch eine große Rolle in Drachmanns Dichtung, die daher in allem ein getreues Bild der Zeit giebt. Es ist dies aber weniger die Äußerung eines streitbaren Naturells, als vielmehr ein Ausfluß des Übermaßes an Enthusiasmus und Jugendlust, die wieder einen anderen Zug im Wesen des Dichters bilden. Drachmann ist auch kein gewandter Polemiker; es fehlt ihm dazu die Ruhe und kalte Überlegung und er schießt daher oft über das Ziel hinaus. Er ist zu aufrichtig, zu naiv, zu — gutherzig; er besitzt ein weiches Gemüt, dem Freundschaft und Brüderlichkeit

mit allen am wohlsten thäte. Friede und Versöhnung ist denn auch in den späteren Jahren das Leitmotiv in vielen seiner Dichtungen geworden. Drachmann kennt ja das menschliche Herz wie selten einer, und niemand hat in der dänischen Litteratur die Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke lebhafter zu schildern vermocht als er. Darum wird er mit Recht auch „der Dichter des Herzens“ genannt. Merkwürdig ist Drachmann in seiner Doppelnatur als Realist und Romantiker; er hat meisterhafte naturalistische Schilderungen geliefert, um derenwillen man ihn zum dänischen Vertreter der modernen realistischen Schule gestempelt hat; schwelgt aber doch am liebsten im Reiche idealistischer Träume und Phantasien. Man könnte ihn daher als den Träger der Neu-Romantik in der skandinavischen Litteratur bezeichnen.

Drachmann hat auf allen Gebieten der Dichtkunst Vortreffliches geleistet, am höchsten steht er jedoch als Lyriker; hier zeigt sich sein Talent am Glänzendsten; er hat Gedichte geschrieben, die zum Allerbesten und Schönsten gehören, was die dänische Lyrik überhaupt aufzuweisen hat, die ihm für alle Zeiten einen ersten Platz in der dänischen Litteratur sichern. Der Zauber, den dieselben ausüben, liegt insbesondere in der seltenen Sprachkunst, im hinreißenden Ausdruck, in der Klangfarbe und der Melodie, kurz in der bestrickenden Musik der Verse. Daneben hat Drachmann auch Unbedeutendes gedichtet. In Bezug auf seine lyrische Produktion schreibt ein vortrefflicher dänischer Kritiker (H. S. Bodstov): „die Hauptsache steht ja allen klar vor Augen: eine frische Jugendliebe, die des Weges dahinschlendert und über alles singt, was vorfällt, die an Stimmung reich genug ist, um es selbst mit dem dürftigen und zufälligen Stoffe aufzunehmen, die aber auch das Beste nicht zu gut findet . . . Das klassische Joch, das heißt das Bewußtsein, daß alle nächstliegenden und besten Stoffe längst von großen Dichtern aufgenommen sind, ein Joch, das so manchen zeitgenössischen Dichter gar hart drückt, wird von Drachmann kaum gefühlt. Während andere in ihrer Furcht, einen Ausdruck zu benutzen, der schon früher gebraucht wurde, gesucht und maniert werden, ist er im Gegenteile mit jedem neuen Werk freier und natürlicher geworden; er tummelt sich im breiten Strom der Sprache, und was unsere älteren Dichter uns in zierlichen, etwas vornehmen Wendungen vorsangen, das hat er

oftmals neu gemacht, indem er es in die gangbaren Worte des täglichen Lebens kleidete . . . Selbst ein Kind der Stimmung, nicht imstande lange bei ein und demselben Gegenstande zu bleiben und an einem weitdurchdachten Plan festzuhalten, aber sicher im Bewußtsein seines üppigen Talentes, des unaufhörlichen Quellsprunges der Phantasie und des Gefühles, geschmeidig und anmutig in Rhythmus und Stil, wie es nur die angeborene und angeeignete Sicherheit ist, scheint er berufen zu sein, der Held des Augenblicks zu werden, der ewig junge Dichter, der mit reicher Hand verwegene Genrebilder und prachtvolle Stimmungslyril nach allen Seiten austreut . . .“

Nächst der Lyril ist es das Gebiet der Novelle, auf dem Drachmann Ausgezeichnetes geleistet hat. Als Erzähler kürzerer Geschichten aus dem Leben und Treiben der Fischer und Seeleute steht er unter den zeitgenössischen Dichtern unübertroffen da; er versteht die schwere Kunst, von einer Person in wenigen Zügen ein abgerundetes äußeres Bild zu geben, das dem Leser unvergeßlich bleibt. Unter diesen Erzählungen befinden sich neben tief ergreifenden realistischen Schilderungen à la Zola anmutige „lyrische Gedichte in Prosa“, kleine Meisterwerke, echte Perlen, die der dänischen Litteratur für immer zur Zierde gereichen werden. Drachmanns Prosa befindet sich hier oft auf einem Höhepunkte der Vollendung, den unter den neueren dänischen Prosachriften nur noch J. P. Jakobsen, der Begründer der neudänischen Prosa, erreicht hat. — Nicht so gelungen wie die kleineren Geschichten und Skizzen sind Drachmann die größeren erzählenden Dichtungen in Prosa. Diese leiden zumeist an Mängeln in der Komposition sowie in der Charakterzeichnung und bilden oft nur den Rahmen für üppigste Entfaltung von Lyril.

Auch als Dramatiker ist Drachmann aufgetreten, anfangs mit geringem, zuletzt aber, wie schon oben erwähnt, mit vollem, durchschlagendem, ja sensationellem und andauerndem Erfolge, wenigstens auf der Bühne. Auf der Höhe seines Talentes steht er auch in den soeben erschienenen „Zwei dramatischen Gedichten“ („Lyrilist Rococo“ und „Esther“), die wohl nur Lesedramen bleiben dürften, aber überaus reich sind an herrlicher, frischer Lyril, welche im ersteren Stücke an Byrons morgenländische Gedichte erinnert. Besondere Beachtung verdient ferner das Drama „Alfibiades oder

Griechen in Verfall“ (1886), ein schönes und hochbedeutendes Kunstwerk, in dem sich echter, mit tiefem Blick aufgefaßter historischer Realismus von erhabener Idealität durchgeistigt findet. Wenn wir endlich noch erwähnen, daß Drachmann auch eine meisterhafte Übersetzung von Byrons „Don Juan“ geliefert, sowie mehrere treffliche Kunstaufsätze geschrieben hat, worin er mit großer malerischer Wärme seine geistigen Verwandten Rubens und Jan Steen, am besten den letzteren, geschildert, glauben wir dies vielseitige Talent und die überreiche Produktion dieses echten Dichters von Gottes Gnaden einigermaßen annähernd gekennzeichnet zu haben.

Drachmann ist nicht nur der produktivste sondern ohne Zweifel auch der begabteste unter den zeitgenössischen Dichtern Dänemarks. Gleichwohl ist er außerhalb des Nordens viel weniger bekannt als z. B. seine norwegischen Dichterbrüder Björnson, Ibsen, Lie, Kielland oder der Schwede Strindberg, ja selbst als so manche seiner älteren und jüngeren dichtenden Landsleute, die, was Begabung betrifft, weit hinter Drachmann zurückstehen. Der Grund dieser auffallenden Thatsache liegt wohl darin, daß Drachmanns vorzüglichste Bedeutung in seinen lyrischen Dichtungen liegt, diese aber wegen der virtuosen Sprachkunst, die sich darin findet, einer dem Originale auch nur nahe kommenden Übersetzung fast unbesiegbare Schwierigkeiten darbieten. Aber auch die originelle Prosa in den kurzen Erzählungen ist nicht immer leicht wiederzugeben, und so kommt es denn, daß außer zwei kleineren Geschichten (in „Aus den Sandregionen und anderen Erzählungen von Holger Drachmann und J. P. Jakobsen.“ Nach dem Dänischen bearbeitet von A. Strodtmann. Berlin, 1877) nur noch zwei prächtige „Strandnovellen“ („Paul und Virginie unter nördlichen Breiten“, und „Aus der Familiengeschichte des Björngeschlechts“. Aus dem Dänischen von E. von Engelhardt. Leipzig, 1881) in deutscher Übersetzung erschienen sind.

Wien, den 15. Juli 1888.

J. G. Poeschl.

# See- und Strandgeschichten.

## Sündflutfrage.

Es waren seltsame Menschen, die hier in der Marsch längs des Meeres wohnten. Sie waren zugleich einfältig und besonnen; das eine schien nicht in Widerspruch zu stehen mit dem andern. Vielleicht hatten sie durchgehends gar nicht, was man moralische Begriffe nennt. Moral setzt eine Sonderung voraus; für sie aber lief fast alles auf eins hinaus, gleich der grünen Unendlichkeit der Wiesen.

Einfältig, insoweit sie Generationen hindurch ohne Verführung mit der Umwelt gelebt hatten, kannten sie sehr gut den Gebrauch von Bezeichnungen wie Betrüger, Spieler, Säufer u. dgl. Aber sie lachten nur auf ihre gemüthliche Weise, wenn ab und zu solch starke Ausdrücke fielen: Ei was! Laßt uns . . . laßt uns nur! . . .

Die Sache war wohl die, daß niemand sich freisprechen konnte. Und wo alle sich an ein und demselben beteiligt fühlen, da kommen solche Bezeichnungen nicht in Schwang.

Dann hatten sie außerdem ihren gesunden Verstand, und der sagte ihnen, daß die fette Marsch, indem sie ihren Leib ernährte, geradezu auch schlechte Neigungen nährte. Das muntere Fleisch wurde doppelt munter, da es sich sicher wußte hinter festen Dämmen, welche die Vorfahren im Schweiß ihres Angesichtes aufgeführt hatten. Jetzt gab es keinen Schweiß hier, ausgenommen bei den Gelagen. Und

Gelage gab es viele: Spielleute, hervor mit der Fiedel! Die Karten auf den Tisch, während die Jugend tanzt! Um was spielen wir? Wir spielen hoch! Landsknecht, um drei Tonnen Weizen, drei Hausteile, das ganze Vieh im Stalle — hol's Teufel! Der Pfarrer spielt mit; der Küster spielt mit. Verlieren wir heute, so gewinnen wir morgen. Das ist nur Umsatz. Laßt die Brantweinflasche herumgehen! Munter, lustig! . . .

Sie wußten, wie gesagt, gut Bescheid über sich selbst; und sie lebten vergnüglich. Sie heuchelten keine Tugend, wo es keine Tugend gab. Was war Tugend, wenn sie nicht darin bestand, gesund und frisch und rund und stark zu sein? Sie hielten es leicht aus; und die Tugend beginnt erst die Übermacht zu gewinnen, wenn der Wagen schwach wird. Ihre Väter waren Bauern gewesen, ihre Vorfäter hatten das Meer gepflügt. Sie selbst handelten mit Ochsen. Zuerst war das Meer gewesen, dann war das Land gekommen; das Land war bebaut worden; jetzt trieben sie Ochsenzucht. Das war das Bequemste. Sie handelten; das lag im Blut, in der Rasse. Und noch waren sie ebenso stark wie ihre Ochsen.

Sie bewahrten die Stärke auch in der Rasse — das heißt in der Ochsenrasse. Was sie selbst betraf, so . . . ; ja, die Luft und der Erdboden allein können nicht fortwährend Wunder wirken. Die Ochsen können es vielleicht. Diese durchschwärmen nicht die Nächte, sie erhitzen sich nicht beständig durch das Spiel und die starken Getränke. Aber die Leute hier längs des Meeresstrandes veränderten sich auffallend, obschon sie lange widerstanden: Hei, Spielleute, auf mit der Fiedel! Die Karten auf den Tisch! Den Brantwein herum! . . . Hier lag die Erklärung.

Und dann heiratete der eine Hof in den andern hinein. Weshalb aus dem Lande gehen, um Frauen zu suchen? Sie waren ja hier! Ist's gefällig? Wie viel besitzest du, und wie viel hat sie? Ist es dein Zweitgeschwisterkind, dein



Geschwisterkind, die Witwe von meines Vaters Bruder? Ist es — ja, warum nicht? — deine Halbschwester? Und wenn es wäre, was macht's auch weiter? Was zur Regel wird, das wird allmählich zum Gesetz. Wir sind eine Welt für uns selbst. Niemand kommt von außenher zu uns. Wir sind Pfarrer und Küster und Obrigkeit und alles. Frisch auf, Musikanten! Es soll zur Hochzeit gespielt werden! Hochzeitsbitter heraus! Schaffner vor! Eine lange Wagenreihe längs der tiefliegenden Marschwege. Hau' in die Pferde, zum Satan! Der Bräutigam und die Braut sehen sich so ähnlich, als wären sie Geschwister. Das ganze Hochzeitsgesolge sieht sich ähnlich. Ist der Bräutigam betrunken? Nein, aber das kommt noch. Die Kirche ist gedrängt voll; man ist eine große Familie. Rede von einem dicken Geistlichen, der glänzt wie Katakia in einer Flasche. Amen von einem Küster, der die Perücke verkehrt trägt, mit dem Zöpfchen seitwärts hinaus. Nur lustig, und so kurz als möglich! Und dann heim zum Tanz und zum Zechen, zum Essen, zum Trinken und zum Spielen. Der glänzende Priester, der verdorrte Küster, der strotzende Bräutigam, Zeugen, Eltern von beiden Seiten: alle sind stark angeheitert. Lustig, lustig, zum Teufel! Wir haben ganze drei Tage, ja die ganze Woche zum Zechen!

Und die ganze Woche hindurch schwanft das Marschdorf, als wären unterirdische Kräfte in Bewegung, als würde der Boden vom Meere erschüttert . . .

Vom Meere? Man sieht es draußen blinken wie einen großen Spiegel, der in der Sonne bewegt wird. Es glänzt weithin über den niedrigen Rasen der unendlichen Wiesen. Wenn man es aushalten kann, hinaus zu sehen, so unterscheidet man wogende Linien, die sich über den ganzen Horizont spannen: das sind die Inseln, welche einst zusammenhängendes Land gewesen waren. Das Land wurde mit Gewalt zerrissen . . . Wie lange ist es her? Ah, schon viele Menschenalter. Was kümmert das uns! Wir sind

Märsker, wir haben Dämme, Gräben, Wälle um unsere Obstgärten und Höfe; wir halten heute Hochzeit, wir verheiraten uns mit dem Nachbarhose; dort sitzt die Witwe von unseres Vaters Bruder mit zwei Kindern mit runden, aufgedunsenen Bäuchen und roten Augen. Des Vaters Bruder konnte sich durch das Spiel nicht zu Grunde richten; der Hof war zu reich, und er war ein Hexenmeister in der Kunst, durch die Karten zu sehen. Ha, ha! Hat man erzählt, daß er schlimm gegen die Mägdelein war? Es ist möglich. Er war ein lustiger Vogel. Und zuletzt trank er sich zu Tode, der gute Mann! . . .

Nach den Mädchen seufzen! Sie seufzen ja nicht nach uns. Sie wollen sich unterhalten, und wir wollen uns unterhalten. Jetzt giebt es Tanz hier, und jetzt giebt es Tanz dort. Wenn man meint, daß die Mädchen nicht durstig seien, ist man nie bei Gelagen gewesen. Niemand trinkt Wasser in der Marsch; es ist nicht gesund. Süßes Bier, altes Bier, starkes Bier; um nicht zu reden von schwarzen Johannisbeeren auf Branntwein. Es fließt so lind hinunter. Und der Tanz betäubt. Den Mädchen und den jungen Frauen wird es warm, die Kleider dampfen; es ist kühl draußen im finstern Obstgarten. Eva und der Apfelbaum und der Mann. Das ist die alte Geschichte noch von der Zeit vor der Sündflut her. Aber hier wird das Paradies hinter den Schuldigen nicht verschlossen. Weshalb auch so streng sein? Hier sündigen wir ja alle.

Nicht als ob die Herzen Teil daran hätten. Das Herz schweigt mäuschenstill; nur die rohesten Sinne lassen sich hören. Die Jugend ist unter den leichtfertigen Reden der Eltern aufgewachsen. Der Künstler und der Pfarrer kommen einander ins Gehege; das Kirchspiel ist voll von schmutzigen Geschichten, und die Mädchen haben längst aufgehört zu erröten. Eine Zusammenkunft im Obstgarten entspricht bei den Mädchen einem Mäuschen der jungen Bursche. Man kann es wegschlafen. Und kann man es nicht — nun gut;

eine Heirat hilft. Und wo die Heirat ausbleibt, da lacht man die Dummen aus, die sich zum besten halten ließen.

Bisweilen werden auch die Männer zum besten gehalten, dann lacht man doppelt. Erröteten die jungen Mädchen nicht, so erröten die jungen Frauen noch weniger. Der Küster schleicht herum und reibt die blank abgenutzten Kniehosen mit den Handflächen. Er ist bis zur Halsbinde hinauf vollgepfropft von dieser Art Familiengeschichten; aber er muß einen Schnaps bekommen, um zu erzählen. Und dann lacht die ganze Familie — und die Kinder mit!

Das steigende Verderben führte die sinkende Gesundheit mit sich, und dann begannen die kleinen Sagen längs des Meeres hervorzuwachsen. Wer sie aufbrachte? Sie entstanden vermutlich von selbst. Sie entsproßten den Gedanken einzelner, welche fanden, es stünde ungefähr so schlimm, als es nur werden könnte, und die auf einen gebahnten Weg und reine Lust mitten im Moraste hofften. Die Keime schossen empor, setzten Früchte ab, und der Wind ergriff die Fruchtkörner und streute sie umher, wo sie niederfallen konnten, gleichgültig, ob sie in empfängliches Erdreich fielen oder im Sande versenkt wurden. Der Wind trägt keine Verantwortung. Wer würde ihn zur Rechenenschaft ziehen?

Wenn es schon ganz schlimm steht, wird das Gemüt unruhig, selbst bei den Abgestumpftesten. Die Unruhe und die Einbildungskraft sind Schwestern. Im Grunde — was findest du nicht? — steht es schlimm? Weißt du etwas zu erzählen? Ich will etwas recht Schönes hören; je schöner desto besser. Trag' nur dich auf! Es ist mir bange, muß ich dir sagen; ich weiß nicht weshalb, aber mein Herz ist beklommen. Ich fühle Ekel. Ich habe acht Nächte hintereinander gezechet; ich habe sehr schlimme Dinge gethan. Erzähle etwas von dem Schönsten, das du weißt! —

Es ist ein Himmel über uns! — Ich weiß es! — Er ist schön anzusehen, besonders wenn die Sonne untergeht. — Ach ja! — Es befindet sich dort eine große goldene

Pforte, und durch diese gehen die Menschen ein, wenn sie gestorben sind! . . . — Was für ein Unsinn! — Still, wenn wir gestorben sind, und wenn wir zu Engeln werden . . . — Ach, liebe Schwester, ich sehe, du willst mich zum besten halten; denn wir hier in der Marsch werden niemals zu Engeln. Wenn wir leben wie Schweine, so können wir höchstens als Ochsen auferstehen. Das sagt mir mein Verstand; und den haben wir noch hier in der Marsch! . . .

Es gab wieder ein gewaltiges Zechgelage. Man befand sich im November, und es war gegen Mitternacht. Der Sturmregen peitschte gegen die kleinen, mit Blei eingesezten Scheiben, und das Meer draußen wälzte sich und brüllte, als ob alle Ochsen der Strandmarsch sich auf einmal hören ließen. Man war an diese Musik gewöhnt. Sie bewirkte höchstens, daß die Spielleute oben auf dem Tische die Katzendärme etwas stärker bearbeiten mußten. Sie spuckten vor Hitze, die armen Musikanten; feuchter Dampf von Kleidern, Staub und Branntweinqualm erhob sich rings um sie. Sie trockneten sich nacheinander mit den verschwitzten Hemdärmeln das Gesicht ab, bis die Arme durch das Hemd schienen und die Augen von schmutzigem Wasser überflossen; dann verlangten sie zehn Minuten Pause, was ihnen unter deutlichem Murren bewilligt wurde.

Sowie die Musik innehielt und damit zugleich das Gestampfe der Tanzenden, schlug der Sturmregen gewaltsam gegen die Fensterscheiben, und ein ganz junges Mädchen, beinahe ein Kind noch, fuhr erschreckt vom Boden auf. Ein plumper Kerl stieß sie mit dem Ellbogen auf die Brust und mit einer unanständigen Gebärde zurück. Sie wurde von einem jungen Burschen aufgefangen, dem sie mit einem Lächeln dankte. Dadurch wurde in dem jungen Burschen der Draug erregt, seine geballte Hand dem rohen Raufbold mitten ins Gesicht zu setzen. Ein ungleicher Kampf sollte eben beginnen, als die gegen das Meer hinausgehende Thür,

an der Siebelseite des Hauses, gewaltsam aufgerissen wurde und ein Mann hereinstürzte mit dem Rufe: „Das Meer, das Meer kommt! . . .“

Dasselbe meldete sich selbst durch die offene Thür und die augenblickliche Stille. Es giebt kein anderes Wort hierfür als: es brüllte.

Man drängte sich um den Mann zusammen. Dieser schnappte nach Luft; man gab ihm ein großes Glas Brauntwein; er leerte es und erzählte, daß der große Damm gesprengt sei und daß das Meer ihm auf der Ferse folge. Er wäre geritten, aber das Pferd sei im Schlamm stecken geblieben. Er sei hierhergekommen, um die Gäste des Festes zu warnen.

Alle liefen durcheinander. Einige gingen in die Finsternis hinaus. In der Finsternis sieht man Gesichter. Sie kamen zurück und riefen, der Garten stehe unter Wasser. Nun begannen die Weiber zu schreien. Einige stürzten nach dem Boden hinauf, andere liefen in einen Winkel, wo sie, mit den Unterröcken über den Köpfen, sich zusammendrängten wie Wildenten vor einem Hunde. Die Talglichter flackerten im Zugwinde; man rief nach Laternen und wollte in den Stall, um die Pferde herauszuholen, man wollte alles, und jeden Augenblick wurde dies und jenes geschrien und doch nichts ausgeführt.

Aber in der hintersten Stube saß eine Spielpartie, die sich nicht stören ließ. Sie rauchten lange Thonpfeifen und schöpften Punsch in Schalen aus einer großen, dampfenden Schlüssel; sie saßen in den bloßen Hemdärmeln da, denn es war heiß in der niedrigen Stube, der Punsch war auch heiß, und das Spiel — ja, es stand viel auf dem Spiele!

Es waren lauter vierschrotige, robuste Leute. Als der Pfarrer seinen schwarzen, breitschößigen Rock ausgezogen und die lange Weste aufgekнопft hatte, unterschied er sich von den andern durch nichts als durch die Halsbinde. Aber auch die mußte fallen, und nun war der Pfarrer über einen

Stuhl geworfen, und vier Brüder saßen am Tische — Zechbrüder wenigstens waren sie.

Man kam hineingestürzt und erzählte von der Überschwemmung. Der Besitzer des Hofes schlug ein Kartenblatt auf den Tisch und setzte gleichzeitig die Knöchel darauf. „Stich da, Pfarrer!“ — „Gestochen!“ rief der Pfarrer und nahm den Stich zu sich. — „Unsinn mit dem Wasser, wir liegen zu hoch! Pakt Euch aus der Stube und sagt den Musikanten, sie sollen spielen! . . . Der Teufel selbst kann mit dem Pfarrer nicht spielen. Was für schlechte Karten er giebt! Als ich ein Knabe war, kam das Wasser auch. Was war dabei! Es ertranken ein paar hundert Ochsen. Pah! Ob das Meer unsere Kinder nimmt, oder ob wir sie im Kartenspiel verlieren, das kommt auf eins hinaus. Nein, bleibt sitzen, laßt sie drinnen schreien. Wir liegen zu hoch. Ich weiß es!“

Und allmählich sammelten sich die Ängstlichen um diese Autorität, den Spieltisch. Es strahlte Sicherheit von ihm aus, meinte man.

Der zunehmende Mond draußen hatte sich endlich ein Guckloch durch die Wolken brechen können. Er blickte nieder auf die tiefliegenden Felder, auf die breiten Gräben. Sie waren eins; weit und breit über die Landschaft ergoß sich das strömende Meerwasser mit starkem, plätscherndem Wogenschlag, bei jedem Hindernis hoch ausschäumend; und der Sturm peitschte und peitschte darauf los, um das Wasser noch höher hinaufzutreiben.

Auf dem Rande des Dammes, der den hundertjährigen Obstgarten umgab, stand der junge Bursch und schaute vor sich nieder durch den Sturm. Es lag ein Brahm am Fuße des Erdwalles in dem angeschwollenen Graben. Der junge Bursch beobachtete gespannt, ob der Brahm sich hebe oder nicht. Er schien sich nicht zu heben. Das Wasser hatte den höchsten Punkt erreicht; es stieg nicht mehr.

Jemand erfaßte sein Bein. Er wandte sich um, beugte

sich nieder und zog das junge Mädchen aus dem schmierigen Morast des Grabens zu sich hinauf.

„Bist du es?“ fragte er.

„Ja, ich bin's. Du sollst nicht zurückgehen, hörst du!“ sagte sie. Den Rest ihrer Rede nahm der Sturm mit sich.

Er ließ sich mit ihr längs des Dammes in den Garten hinabgleiten.

„Wir müssen Deckung suchen,“ sagte er. „Was also willst du mir sagen?“

„Du sollst nicht wieder hineingehen. Er wird dich erschlagen.“

„Ich fürchte mich nicht!“ antwortete er.

„Er wird es aber doch thun; er schlug erst neulich Zwei zu Schanden, und du bist viel kleiner als er. Folge mir in den Hof hinaus, du kannst vielleicht auf ein Pferd kommen; es sind einige mit Halfterstricken da; und dann fort!“

Sie zog ihn. Aber das Blut des Geschlechtes war in ihm aufgestiegen, und er hatte außerdem bereits etwas getrunken. Sie tranken ja alle. Er stieß sie barsch zurück; sie wankte, glitt aus und fiel mit einem Schrei nieder.

Er bückte sich rasch und hob sie auf. „Was ist's?“ fragte er. „Schlug ich dich?“

„Es ist nichts!“ antwortete sie und stützte sich auf ihn.

Er nahm sie plötzlich bei beiden Armen und küßte sie heftig.

„Komm doch mit; komm doch mit!“ rief sie, als sie sich wieder frei gemacht hatte.

„Ja, wenn du mein Liebchen sein willst. Willst du?“

Sie merkte, wie viel er getrunken hatte. Solches kann nicht verborgen bleiben, wenn man küßt. „Ja, ja!“ rief sie und zog ihn mit sich. „Komm nur, komm!“

Er ließ sich hinter die große Scheune führen. Zwischen dem Stalle und dem Wirtschaftsgebäude standen die ins Freie gebrachten Pferde. Einer der Männer tummelte eben einen großen schwarzen Wallach. Der Bursch sprang hinzu,

riß dem Manne die Halfter weg, ein Satz auf den Rücken des Pferdes und davon. Es wurde ihm nachgerufen. Das Mädchen hörte die Hufschläge und hierauf den Laut von plätscherndem Wasser draußen, wo die Landstraße war. Nun rief sie dem Manne. Er kam herbei mit einer Laterne. Sie war zu Boden gesunken. Sie hatte sich den Fuß oberhalb des Knöchels gebrochen.

Das Wasser fiel, der Sturm nahm an Heftigkeit ab. Man versuchte die Unterhaltung wieder in Gang zu bringen. Der Mann, der des jungen Burschen nicht habhaft werden konnte, schlug einem alten Freunde stehenden Fußes drei Vorderzähne ein; man that sein Bestes, um das Versäumte wieder einzubringen, aber was half dies alles? Man war erschreckt und gestört worden. Und diese Leute pfl egten in ihren Vergnügungen nicht gestört zu werden.

Als der Tag anbrach mit einer gelben Morgenröthe unter den schmutzig gefärbten Wolken, sah man eine Gesellschaft von übernächtigen Männern und Weibern vor dem Hofe, welche die Landschaft betrachtete, die, nicht unähnlich einem großen Düngerhaufen, aus dem fallenden Wasser empor-tauchte. Ein Zug von Reitern bewegte sich langsam dem Strande zu. Wasserstiefel an den Beinen; die schwere Reit-peitsche steckte in den Stiefelschäften; die breitschößigen Röcke mit den bordierten Seitentaschen und den großen Ärmel-ausschlägen waren zugeknöpft, so gut es ging; die Halsbinden waren schmutzig und bei einigen verkehrt, so daß die Zipfel längs des Rückens unter dem Zopfe niederhingen. Der auf-gekrämpelte Hut wurde tief in die Stirn hineingedrückt, um die geschwellenen Augen gegen das scharfe Morgenrot zu schützen; und durch dieses Morgenrot ritten die Bechbrüder hinab, um dem Strande einen Besuch zu machen, und einige nickten vornüber, während andere auf die Seite schwankten und sich mit der Hand an dem Sattelknopfe festhielten; des Pfarrers und des Hofbesizers Riesenleiber aber bildeten die stattliche Spitze des Zuges, und ihre glühenden Gesichter



glänzten wie zwei aufgehende Sonnen — der Morgentraum eines Säufers, der alles doppelt sieht.

Dort bei den Überresten des kostbaren Dammes, des Erbes von den unermüdlchen Vorfahren, hielt der hitzige Zug. Das Meer wälzte sich schwer, wie geschmolzenes Metall, das im Begriffe ist, zu erstarren. Es hatte Unheil angerichtet, so viel es diesmal anrichten konnte oder wollte. Die große Schleuse war gesprengt und der Damm auf lange Strecken durchlöchert; an anderen Stellen war derselbe gleichsam gekämmt mit der großen Egge des Meeres, und der abgekämmt Schmutz — Lehmerde vermischt mit gewaltigen Tangmassen — bewegte sich langsam, stieg und fiel mit der langen Deining, und färbte das Meer mit dem lehmigen Schlamm der Marsch; und die Deining brauste, während sie sich um sich selbst aufrollte, und das Meer enthielt eine murrende Drohung, die um so stärker ist, weil sie nicht ganz ausgesprochen wird.

Da wandte der dicke Marschbauer sich im Sattel um und sah sich das Gefolge an. Sein Rausch begann in der Morgendämmerung zu wirken. Er lachte laut auf, als er die verschiedenen Blicke sah, welche die Zechbrüder auf das Bild der Verwüstung warfen.

„Ah, was!“ rief er. „Wenn es so ist, kann ich das Ganze aus meiner Tasche bezahlen!“

„Amen!“ sagte der Pfarrer und hieb mit der Reitpeitsche in die Luft. Und hierauf wandten sich die Pferde, und Schritt für Schritt ging es durch den fürchterlichen Schmutz heimwärts nach dem Hofe — um von neuem zu beginnen.

Nach diesem gestörten Zechgelage erhielten die Sagen neue Nahrung und frische Zufuhr. Wohl zu merken: der Begebenheit selbst wurde bald im täglichen Gespräch nicht mehr gedacht. Sie tauchte unter in die Tiefe, aus der die Dinge sich selten in derselben Gestalt wieder erheben. Aus einigen Gemüthern verschwand sie spurlos — besonders als einmal der Damm wieder aufgeführt war, und der Hof-

besitzer durch ein neues Gelage sein gelöstes Versprechen eingeweiht hatte. Man wanderte so lange zu der neuen Schleuse und dem Damm, bis beide alt geworden waren. Wie lange ist ein neuer Hut neu? Er gleicht nur zu bald dem vorigen.

Aber in anderen und weicheren Gemüthern war die Begebenheit sitzen geblieben als eine gewisse Angst vor einem Eingreifen in Gewohnheiten, die, mag es auch noch so schlecht um sie bestellt sein, doch eine Art Harmonie sind. Jener Ruf: das Meer kommt! klang in den Gedanken des einen und des andern noch immer fort, bis die Gedanken selbst, dem Damm gleich, gesprengt wurden und, nach einem Halt suchend, umhertrieben. Das Leben hier längs des Strandes wurde nicht besser, weil in dieser Nacht ein Eingreifen der Elemente stattgefunden hatte. Die Sinne schlossen sich rasch über dem Eindruck; man lebte frisch weg wie früher, eher noch schlimmer als besser; aber es waren, wie gesagt, die einzelnen. Und je toller es zuging, je mehr Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen zunahmen, desto mehr nahmen auch diese einzelnen ihre Zuflucht zu dem Eindrucke aus jener Nacht, wo eine plötzliche Macht sich unter ihnen gezeigt, vor etwas gewarnt hatte und wieder gegangen war.

Stücke alter Lieder wurden zusammengeflickt mit der Begebenheit; und der Pfarrer war zufällig an einem Sonntage auf dem Predigtstuhle erschienen und hatte eine Menge schöner Dinge gesprochen. Es war eine Seltenheit, gleichwie es ein Zufall war, daß bei dieser Gelegenheit sich jemand in der Kirche eingefunden hatte. In der Regel besorgte der Küster das Geschäft, und man blieb daher ruhig zu Hause. Um so eher wurden nun die schönen Dinge vergessen; — es dauerte auch lange, bis sie wiederholt wurden.

Da keimte unter all' diesem Fressen, Trinken und Unzuchtreiben eine Sage empor, welche überaus hübsch wurde.

Sie machte die Kunde wie eine blanke Schaumlinze, und sie wurde immer blanker unter der Reibung auf ihrer Wanderung. Sie glänzte, sie leuchtete, und sie lautete also:

Es gab eine große Hochzeit, wozu alle Menschen eingeladen waren. Das ganze Kirchspiel war nämlich eingeladen und das halbe Nachbarkirchspiel, und sie lagen beide längs des Meeres- und waren Strandkirchspiele, und beide standen sie in schlechtem Ruf. Es war Reichthum genug im Heim der Braut, und der Bräutigam hatte ebenfalls etwas zurückgelegt. In der Regel waren es ja die Höfe, die zusammenkamen, aber hier waren es wirklich zwei junge Herzen, die einander gefunden hatten; beide waren seelengute, junge Leute, welche ihre Reinheit und ihren Glauben mitten unter dem allgemeinen Verderben bewahrt hatten.

Es wurde also Hochzeit gefeiert. Es geschah in den Tagen des Spätherbstes, und es war ein wahres Hundewetter, in dem man nach und von der Kirche fuhr. Umfomehr mußte nun gegessen und getrunken werden, als man wieder unter Dach gekommen war; und als der Pfarrer mit der Braut tanzen sollte, war er schon so betrunken, daß er kaum auf den Beinen stehen konnte, und es ging auch den andern nicht viel besser. Da entstand eine Wildheit und ein Gedränge und Spektakel und Schlägereien unter den betrunkenen Männern. Die Weiber, junge wie alte, hatten ebenfalls ihren Teil bekommen, und sie schrieten und kreischten und ließen sich in den Stuben jagen; und die halberwachsenen Kinder hatten ihre Unterhaltung bei diesem gottlosen Anblick.

Da nimmt der Bräutigam die Braut beiseite, und er war ganz blaß und sie ebenfalls. Er hatte sie gegen Unglimpf und Gewalt schützen müssen, und sie fürchtete sich sehr und zitterte am ganzen Körper.

„Gott sehe in Gnaden auf uns!“ sagte er. „Wie soll das enden?“

Und wie er dies spricht, öffnet sich die Thür in den

Garten hinaus, und von der Dunkelheit draußen und dem brausenden Sturm springt ein über und über beschmutzter Mann in die Stube und ruft: „Das Meer, das Meer!“

Es entstand eine Angst und ein Entsetzen, und die meisten stürzten nach dem Dachboden hinauf, sowie das Wasser in die Stuben hineinkam. Und das Wasser stieg mit reißender Geschwindigkeit, und die Lichter wurden ausgelöscht, und hierauf gaben die Bodenbalken nach, und alles, was nicht sogleich draußen umgekommen war, stürzte hinab in das finstere, nasse Grab, und das Dach legte sich über das Ganze und verbarg sorgfältig alles Argerniß und alle Gottlosigkeit darunter.

Aber Braut und Bräutigam waren nicht darunter. So wie der junge Mann den Ruf gehört, nahm er seine Liebste in den Arm und watete durch das strömende Wasser quer über den Hof dem Stalle zu. Dort suchte er unter den Pferden, welche an den Standbäumen scharren, ein zuverlässiges Tier aus, das die jungen Leute als Kinder getragen hatte. Sie kamen ins Freie, er schwang sich aufs Pferd, die Braut vor sich in den Armen, und fort ging es in der Finsterniß durch die brausenden Wasser.

Wie es zuging, das weiß niemand. Aber die Mächte, welche stärker waren als der Sturm und die Wasser, wachten über das Tier und das junge Paar in dieser Schreckensnacht.

Die Strandkirchspiele lagen, von Menschen und Gebäuden entblößt, verwüftet und öde längs des Meeres. Aber draußen auf einer der Inseln war am Tage nach der Sturmflutnacht ein todbleiches Brautpaar auf einem ermatteten Pferde gelandet. Das Tier starb kurz darauf, aber die jungen Leute lebten. Für den Schmuck der Braut und die Silberknöpfe des Bräutigams kauften sie sich Haus und Grund. Von ihnen entstammt ein Geschlecht, das niemals die Insel verläßt, niemals auf der Marsch landet. Dasselbe blüht in Tugend und guten Werken, durch männliche Tüchtigkeit draußen und durch weibliche Anmut da-

heim; und das Meer lächelt der Insel Glück und Frieden und gute Jahre zu, so weit die Woge blinkend rollt.

Eine schöne Sage, eine recht hübsche Sage. Man hört eine solche nicht besser an vielen Orten. — — — —

„Ja, es ist nun wohl genug!“ sagte ein uraltes Mütterchen, das bei seinem Herde saß und eine lange Tabakspfeife von einem Kardus stopfte, den ein Reisender ihr verehrt hatte. Sie nahm Gaben entgegen wie ein Souverän, ohne mit den Augen zu blinzeln, und am liebsten empfing sie Tabak. Je heißender er war, desto besser schmeckte er.

Sie mußte sehr alt sein. Man zählt das Alter des Baumes nach den Ringen im Holze. Wollte man ihre Jahre nach den Furchen und Runzeln des Gesichtes zählen, so bekäme man eine große Zahl heraus. Sie hatte scharfe Augen, die einen stechend durch den heißen Tabakqualm hindurch anblickten. Wenn der Nebel vor dem Gesicht auch noch so groß war, so glänzten doch immer diese Augen hindurch. Sie wohnte in einer Hütte, die am nackten Strande lag, unmittelbar am Meere. Sie glich einem Brack, in das die Zeit und die Stürme ihre Werkzeichen gegraben, welches aber noch lange der Zeit und dem Sturme trotzt, bis der letzte Nagel von der letzten Planke fällt.

Sie hieß die alte Telche. Und alle, welche zum Strande hinaus kamen, um zu sehen, wo die Marsch nicht mehr war, sondern wo sie der Geographie zufolge einmal gewesen, besuchten das zählbige Denkmal einer Zeit und eines Geschlechtes, die beide sonst spurlos verschwunden zu sein schienen.

In Wirklichkeit hatten Krieg, teure Jahre, Epidemien und Meeresüberschwemmungen die Spuren jener Zeit und jenes Geschlechtes so gut wie ausgelöscht. Übrig geblieben war nur die früher erzählte hübsche Sage — und dann Telche. Die Sage hatte sich als lebenskräftig erwiesen, ebenso auch Telche. Es schien indessen, als ob die erstere die letztere überleben sollte. Vielleicht geschah es deshalb,

daß das alte Weib nun so eifrig Feuer schlug, so eifrig den scharfen Tabaksdampf in sich sog und eifrig murmelte:

„Das ist sehr gut; es ist alles schön, aber . . .“

„Verhält es sich nicht so, Teldche?“ fragte der Reisende.

Sie blickte auf den Frager wie auf einen Grünschnabel, der alte Leute nicht ausreden lassen kann. Die Pfeife, aus der sie weiter dampfte, schien sie indessen zu beruhigen. Sie nahm sie aus dem Munde, spuckte nach Männerart, trocknete sich mit der Rückseite der Hand die Lippen ab und blinzelte beinahe schelmisch mit den scharfen Augen.

„Sie kamen auf die Insel hinaus? sagt man. Ja—a, jawohl! Und Haus und Grund kauften sie vom Brautstaat? Ja—a! Ich muß es wohl wissen, da ich selbst die Braut schmückte. Damals war eine Braut, wie sie in der Kirche stand, einen halben Hof wert. Jetzt ist es viel, wenn sie ein Merinolleid und ein Tuch vom Jahrmart und einige Seidenspitzen trägt. Und dann steckt man ihnen einen Büschel Grünes unter das Kinn, wie einem Weihnachtsferkel. Damals hatte man eine Krone auf dem Kopfe mit holländischen Dukaten, und Ketten um die Mitte des Leibes und zwei Ringe an jedem Finger. Das konnte für ein Haus mit Grund genug sein. Und dann hatte der Bräutigam die herrlichen Knöpfe!“

Die Alte stierte vor sich hin und griff mit den krummen Fingern in die Luft, als wollte sie die ganze Begebenheit herausbeschwören und jedes Wort so kurz und knapp fassen als möglich: „Besser als wir anderen! Wer sagt, daß sie besser waren? und weshalb sollen sie besser gewesen sein? Nein, er war ein junger, hübscher Bursch, wie es auch sein Vater gewesen war; aber er trank, wie es auch der Vater gethan hatte. Sie waren ein Liebespaar gewesen seit jener Nacht, in der die See das erste Mal kam und bei uns anklopfte und niemand darauf achtete. Sie hatte ihn damals gewarnt vor dem großen Mattis, der ihn zu Schanden schlagen wollte. Aber sie hielt sich nicht an ihn allein.

Die Wahrheit muß heraus! Sie mochte das Scherzen und Ländeln gut leiden, die Kleine; denn sie war lebhaft und frisch und voll Launen. Und es gab auch Leute, welche wissen wollten, daß sie wohl die hübscheste Braut, aber nicht Jungfrau in der Kirche war! Na ja, wer war damals Jungfrau? Man konnte sie zählen, obgleich es junge Weibspersonen genug gab.

„Dann starb sein Vater, und er bekam den Hof, und nun sollten sie also Hochzeit halten. Ja, das war eine Hochzeit. Aber wer sagt, daß sie schlimmer war als die anderen? Sie war größer als irgend eine andere, an die man sich erinnern konnte — und hierauf kam das Wasser.

„Nein, wie sie schrieen! Ich kann es jetzt noch hören. Aber die meisten ertranken sicherlich im Rausch; und es muß dann jedenfalls nicht schlimmer sein, von der Sicht oder sonst einer schlimmen Krankheit verzehrt zu werden. Ich sah den Bräutigam im letzten Augenblick, bevor die Lichter umgeworfen wurden. Er war bleich wie der Kalk an der Wand, aber er taumelte nicht mehr. Er sprang durch das Gartensfenster hinaus und half dem Mädchen, ihm zu folgen. Da war einer, der ihnen nach wollte; vielleicht ist es einer von ihren vielen Freunden gewesen. Er fiel zurück mit zerschlagenem Gesicht. Ja, ja, man schlug tödtlich zu in dieser Nacht!

„Ich kam hinaus, und es gelang mir, ein Pferd aus dem Stalle zu bringen. Die meisten Tiere blieben stehen und ertranken an den Stallbäumen. Die Menschen waren in dieser Nacht wie verheert. Sie krochen ringsum in die Höhe und wollten warten, bis das Wasser falle. Da stürzte der ganze Hof ein. Es war beinahe, als hätten all' diese Menschen zu Grunde gehen müssen. Aber wenn man sich nicht selbst helfen will, so hilft einem auch das Wasser nicht.

„Die beiden stiegen in einen Brahm, der am Meeresdamme lag. Sie trieben die ganze Nacht herum und waren hundertmal daran, umzukommen. Aber sie werden wohl

gut aufgepaßt haben, sowohl mit den Augen als mit den Händen. Als der Morgen kam, konnten sie einander kaum erkennen. Es war glaublich genug, wenn man an all den Schmutz und Kot denkt, durch den sie mußten. Aber die Gesichter waren außerdem in den Zügen alt geworden, und sein Haar war grau. Sie lagen, als endlich die Sonne hervorkam, auf den Knien am Boden des Rahms und hielten einander fest. Da blickte er sie an und sagte:

„Da wir lebend davorkamen, gelobe ich, keinen Tropfen mehr zu trinken außer Wasser und Dinmbier!“

„Und sie nahm ihn fest bei der Hand und blickte ihn an und sagte:

„Da wir jetzt nicht ertrunken sind, gelobe ich, dir treu zu bleiben das ganze Leben hindurch und niemals einen andern anzusehen.“

„Und hierauf zählten sie all die schlimmen Dinge her, die sie begangen hatten, sowohl die schlimmsten als die allergeringsten. Und Thränen entströmten ihren Augen, und sie umarmten einander und küßten einander und verziehen einander alles, wenn sie jetzt sterben sollten, und versprachen einander eine glückliche Zukunft, wenn sie von dieser Sturmflut gerettet würden.“

Und als das Wasser zu fallen begann und das Meer sich zurückzog, nahm es den Rahm und das Paar mit sich. Und im äußersten Augenblicke, als alle ihre Kräfte vom Schöpfen und Steuern aufgerieben waren, strandeten sie auf einer der kleinen Inseln draußen, von denen kluge Leute behaupten, daß sie einst selbst Festland gewesen seien.

„Er hatte ihr die Brautkrone abgenommen, sie platt geschlagen und zugleich mit dem übrigen Staat in die Tasche gesteckt. Sie kauften sich Haus und Grund von Leuten drüben und lehrten niemals zurück.“

„Ich war bei einer Niederkunft draußen, und da erzählten sie mir die Geschichte. Sie hielten getreulich ihr Versprechen, jedes für sich. Vielleicht fiel es ihnen drüben leichter als



daheim; aber sie lebten in jedem Falle glücklich, und das war es ja, was sie einander gelobt hatten. Sie wurden nicht alt, setzten aber flinke Kinder in die Welt, und die Insel ist die betriebsamste an der ganzen Küste. Sie haben weder einen Geistlichen, noch eine Hebamme, noch einen Doktor, ja nicht einmal einen Schreiber drüben; aber sie helfen sich gut weiter — und wünschen keine Veränderung. Und nun kann man im übrigen darüber erzählen, was man will. Aber so ging es zu, so wahr ich Telsche heiße. Ich leugne nicht, daß das andere schön ist, dieses mit . . . ja, wie war es nur? Mir scheint, ich werde ganz dumm, oder vielleicht ist es auch der Tabak. Ich habe ihn stärker geraucht!“

## Er starb und wurde begraben.

Als Ivar eines Tages am Strande unten stand und den großen neuen Anker und die vierzig Klafter lange eiserne Kette aus dem Boote ziehen wollte, ließ er plötzlich los und fuhr mit der Hand nach rückwärts oberhalb der Lenden.

„Was hast du?“ fragte Andreas, sein Gehilfe bei dieser Arbeit.

„Ich hab' ein wenig zu stark angezogen,“ sagte Ivar und schnappte dabei nach Luft.

Hierauf machten sie sich neuerdings an die vierzig Klafter.

Dies, meinten einige, sei die ursprüngliche Ursache der langen und schmerzlichen Krankheit Ivar Asmussens gewesen, denn „alles, was böß ist, beginnt mit einem Stich.“

Andere sagten, dies sei Unsinn: einem Fischer passiere es oft, daß er sich verhebe, und noch viel Schlimmeres; dann müßten sie alle als Krüppel herumgehen. Nein, es hat ihn vielmehr jemand mit einem bösen Blick angesehen.

Man ist abergläubisch unter den Fischern.

Endlich gab es noch diese letzte Erklärung. Es stamme, sagte man, von dem Februartage her, als beide, Ivar und Andreas, eine halbe Meile vom Lande entfernt, im Boote übersegelt wurden. Es verging eine volle Stunde, bis man zu ihnen hinauskam und sie barg, und das Wasser war natürlich kalt. Ivar war ein abgehärteter Geselle und wollte die Kleider nicht sogleich wechseln, als sie heimgekommen waren — und da wollte Andreas auch nicht. Als dann das Frühjahr kam, nahm das Stechen im Rücken Ivars zu, während Andreas nichts fehlte. Sie hatten beide gleich lange im Wasser gelegen, und waren beide gleich naß

gewesen — aber was sollte man sich von so einem vermaledeiten Zeng denken, das sich bei dem einen in den Rücken setzte, während es sich bei dem andern gar nirgends ansetzte? Nein, entweder wäre es Unsinn — oder es müßte Zauberei sein . . . Jemand mußte ihn mit einem bösen Blick angesehen haben. Aber krank war er.

Vene, Ivars Weib, überredete ihn endlich, daß er sich zu Bette legte. Es hielt schwer genug, ihn dahin zu bringen. Denn er war ein zäher, dabei wortkarger, trockener Arbeiter, der sich beinahe aufrieb. Ihm gehörte das Boot, Vene besaß die Gerätschaften, als sie heirateten. Andreas hatte keinen Anteil an dem Gewinne; er arbeitete für Lohn — Perzente könnte man es nennen; er war ein hübscher Kerl, mit blühendem Gesicht; der Mund nur ein Strich, der sich nie ganz öffnete; er sprach noch weniger als Ivar; deshalb kamen die beiden vielleicht so gut miteinander aus. Er hatte nur eine Leidenschaft: er tanzte gern — aber auch nur des Tanzens wegen. Keine Liebelei, kein Herumschwärmen zur Abendzeit. Gab es im Wirtshause eine Tanzunterhaltung, so begann er mit dem ersten Mädchen bei der Thür, ob sie nun alt oder jung, groß oder klein war, und hörte mit dem letzten auf. Dann war seine Jacke triefend naß, er ging ohne Aufenthalt heim, legte sich in seinem Schweiß nieder, schlief ohne Träume und stand auf ohne Kopfschmerzen.

Er hatte einmal mit Vene getanzt — drei Touren hintereinander. Als er sie losließ und sie sich setzte, blühte sie ihn an, lächelte und sagte: „Dir ist heiß!“

Er schaute zu Boden und antwortete: „Das nenne ich einen Tanz!“

Diese Nacht konnte er gegen seine Gewohnheit nicht einschlafen. Er stand endlich auf und wechselte — einer plötzlichen Eingebung Folge leistend — sein wollenes Hemd. Es geschah dies zum erstenmale, und es half.

Sie tanzten nicht öfter zusammen, denn nun begann

das lange Krankenlager. Ivars Rücken war „böös“; es mußte im Boot für zwei gearbeitet, es mußte für den Doktor, für die Fahrt um den Doktor, für die Medizin verdient werden; es mußte in der Nacht gewacht werden, und es sollte doch alles im Hause seinen Gang gehen. Lene und Andreas teilten sich gleichmäßig in die Arbeit — immer ohne ein Wort darüber zu sprechen. Das schwere Krankenlager machte das Haus noch ruhiger; nur Ivars Stöhnen und bisweilen sein Ausschreien in qualvollen Nächten unterbrach die Stille; und nach diesen Äußerungen, die den schwindenden Kräften abgezwungen wurden, lastete dieselbe noch schwerer über dem kleinen Hausstand.

Der lange, niedrige Flügel beherbergte ein halbes Dutzend Familien. Ivar Asmussen hatte die linke Giebelwohnung inne — zwei kleine Bodenräume, die durch eine Bretterwand mit gewürfeltem Tapetenpapier abgeteilt waren. Die Küche befand sich unten. Von dieser führte eine Leiter hinauf zu der schweren Bodenfallthür mit dem abgenützten eisernen Ring. Diese Thür blieb nun beständig geschlossen, seit Ivars und Lenes einziges Kind, die kleine Mätte-Marie, rücklings gehend, durch die Luke hinabgestürzt war. Das Kind war mit dem weichsten, wenn auch nicht edelsten Teil des kleinen, wohlgenährten Körpers in einen Korb mit Seringen gefallen. Die Seringe, wenigstens diejenigen, die zu oberst lagen, waren allerdings gedrückt worden; aber dieses Jahr hatte man Überfluß an Seringen. Mätte-Marie war mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Ihr Rücken war untadelig.

Volle neun Jahre hatte diese Leiter mit demselben einförmigen Laute unter Ivar geknackt, wenn er vom Fischfang heimkam oder zu demselben fortging. Er hatte seinen gesunden Rücken gegen diese Fallthür gestemmt, die er mit einem kleinen, elastischen Satz aufstieß und wieder sorgfältig mit einem kurzen, pünktlichen Bums schloß. Nun konnte der Rücken weder den Fang heimtragen noch die Luke auf-

stoßen; er konnte kaum ausgestreckt in dem kurzen, breiten Bette liegen, wo von unten das Stroh stach und von oben die Decke heiß machte. Dieser Klicken wurde mit jedem Monat „böser“, ja endlich ganz mürbe; es bildeten sich kleine Löcher, die sich zu einem großen Loch vereinigten, welches bald sich schloß, bald wieder aufbrach; es spottete der Kunst des Landarztes den Winter hindurch und der Kunst des Badearztes im Sommer; und so lag Ivar schon das zweite Jahr und siechte dahin, und verbreitete einen üblen Geruch, und wand sich wie ein erbärmlicher Wurm, der vergebens auf die große Ferse wartet, die ihn ganz zertreten und der Qual für immer ein Ende bereiten soll.

Für immer? . . . Das war es, worüber der hartgeprüfte Mann an den langen Tagen und in den noch längeren Nächten grübelte. Der eine und der andere von seinen Verwandten hatte ihn, gleich den Freunden Jobs, mit Trostsprüchlein, Ratschlägen und Erbauungen versehen in Form kleiner Flugschriften, die in zahllosen Exemplaren zu billigem Preise von einer wohlthätigen Gesellschaft herausgegeben werden. Das eingebundene Gebetbuch, mit dem er begonnen hatte, konnte er nicht mehr in den kraftlosen Händen halten; und Lene las so langsam und so schlecht vor und weinte außerdem beständig bei den Versuchen, zu singen, was sie nicht lesen konnte. Mit den kleinen gehefteten Bogen konnte er allein liegen und sie zwischen den zitternden Fingern halten. Er las, bis die Schmerzen ihn übermaunten, dann schrie er eine Weile, hierauf las er wieder, während sein Hirn um die Wette glühte mit seiner großen Wunde.

Eines Morgens rief er Lene.

Er hatte mit dem Nagel — einem langen, schwarzen, krummen Nagel — den Satz angemerkt: „Ihr Wurm stirbt nicht, ihr Feuer verlischt nicht.“

„Im Grunde — du — Lene,“ sagte er, „was hab' ich im Grunde gethan, was so schlimm sein kann?“

Sie antwortete nicht, sondern führte die Hand mit dem Messer, womit sie eine kleine magere Goldbutte gereinigt hatte, zu den Augen hinauf.

„Hab' ich dich jemals geschlagen?“ fragte er.

„Nein, das weiß Gott!“ schluchzte sie und vertauschte das Messer mit der Schürze.

„Oder Mättele-Marie — öfter als das einemal, als sie das Ferkel hinausgelassen hatte?“

„Nein — nein!“ war die Antwort.

„Hab' ich vielleicht getrunken — oder war ich ein Spieler — oder . . .“ hier verließen ihn die Kräfte; die Hand fiel schlaff über die Bettkante nieder, und das kleine Nest lag auf dem Boden zwischen einigen schlimmen Fetzen — dem Verbande, den er in der Nacht abgerissen hatte.

Sie blühte sich, hob das Papier samt den Fetzen auf und stieg in die Küche hinab, wo sie beides in die Herdgluten warf. Aber wie über ihre Kühnheit erschreckt, griff sie augenblicklich nach den gedruckten Seiten, fuhr mit der Hand über die verkohlten Stellen und legte das Papier auf das Gesimsbrett über der Tellerreihe. Die Fetzen blieben liegen und verbreiteten bald einen stinkenden Qualm. Aber Lene war sowohl gegen den Qualm wie gegen den Gestank abgehärtet.

Es wurde nie wieder über diese Sache zwischen ihnen gesprochen. Ivar las nicht mehr. Er gab Lene mit einem besonderen Blick die Blätter, die er im Bette liegen gehabt hatte. Seine Leiden nahmen zu. Er verdrehte die Augen so, daß das Weiße — nein, das Citronengelbe — nach oben kam, so oft die Eisenplatte zwischen seinen Schulterblättern rotglühend wurde — denn so empfand er die Schmerzen. So wie ein Anfall vorüber war, fielen die Augenlider zu, und er lag wie betäubt da; und wieder kamen die Schmerzen, und wieder glühte die Eisenplatte, und wieder wand er sich, und wieder lag er wie betäubt. Es war ein Kampf ums Leben — ein Kampf mit dem

Glauben — es war ein Todeskampf — und er wollte nicht enden.

„Armer Teufel!“ sagte der Landarzt. Und er entschloß sich, Vene mitzuteilen, daß es keine Hoffnung gebe — er könne nichts mehr ausrichten — und er wolle kein Honorar mehr annehmen — und sie sollten ihn nicht mehr holen lassen. Das sei edel, meinte er; er verstand nur nicht, daß Vene diese Mitteilung so ruhig hinnehmen konnte. „Diese Leute haben doch gar kein Gefühl,“ dachte er mit einem Achselzucken, als er sich in den Wagen setzte. Vene begleitete ihn hinaus.

„Das hätte der Doktor im Grunde schon früher sagen können!“ meinte sie.

„Fahr' zu!“ rief der Landarzt.

Sie war hoffnungslos, diese Krankheit. Alle wußten es, und schließlich sagten es auch alle; und so hatte es seinen schlimmsten Stachel verloren — ausgenommen für den Betroffenen selbst.

Der schlimme Geruch — dieser unbeschreibliche, unvergessliche Geruch — verbreitete sich oben in den beiden Bodenkammern, drang durch die geschlossene Fallthür und schlich sich, wie ein gespenstischer Teil Svavs selbst, lautlos die steile Treppe hinab und wurde in den Winkeln der Küche verspürt. Vene und Mätte-Marie gingen mit ihm in den Kleidern herum, und Andreas trug ihn täglich mit sich zum Boote hinunter, wo er ausgelüftet wurde, um sich abends wieder in der isländischen Wolle festzusetzen.

Schlimmer noch als der Geruch — der ja ausgelüftet werden konnte — war dieses Jammern oben. Eines Mannes Gewimmer, eines so starken und abgehärteten Mannes Gestöhn unter den ausgedachten Qualen des noch härteren — Todes!

Aber auch daran kann die Umgebung sich gewöhnen. Vene hatte rote Augen, aber keine Thränen mehr. Mätte-Marie hingegen — das Kind — hatte sich noch nicht aus-

geweint. Ihre Sorglosigkeit — die Sorglosigkeit des Kindes — half über ein gutes Stück hinweg; aber an den Tagen, wo es in der Bodenkammer besonders schlimm zuging, kauerte sie, die kurze Schürze vor dem Gesichte, im Herdwinkel.

Wenn dann Andreas an der offenstehenden Thür vorüberkam und das Kind so dastehen sah, ging er regelmäßig hinein, zupfte ihm die Schürze weg, nahm das kleine, weiche, schmutzige Händchen in seine eigene große, harte, mit Fischleim und Schuppen gesirnißte Hand und sagte: „Mättele-Marie, komm, geh mit mir hinab zum Schweine — willst du?“

Und dann gingen sie hinab zu der entgegengesetzten Siebelseite des langen Flügels, wo sich der Schweinestall befand, der in viereckige Einfriedigungen abgeteilt war, wie Grabstätten auf einem Friedhof.

Auch dort roch es — natürlich. Aber die frische Luft des Strandes zog dazwischen durch, und außerdem: man wußte, was es war, und daß es nur vom Guten war.

Dort standen sie dann schweigend und sahen zu, wie das große fette Schwein, mit Flecken über dem einen Ohr, sich an den Brettern rieb und ihnen von Zeit zu Zeit mit seinen langen, lichten, aristokratischen Augenwimpern zublinzelte. Und während die beiden, jedes für sich, ihre Gedanken über Zeit und Ewigkeit, über Leiden und Elend hatten, stieg das Schwein mit seinen Vorderbeinen in den Trog, bewegte den flachen Müffel mit den beiden „Speigatten“\*) und grunzte sein beruhigendes:

Öff, öff! Laßt uns essen und trinken, denn morgen müssen wir sterben!

So lautete es wenigstens für Andreas, wenn auch nicht mit ganz denselben Worten. Die Meinung war darin.

---

\*) Seemännische Terminologie: Rinnen, respektive Röhren, aus denen das Wasser von den Decken nach außenbords ablaufen kann.



Mätte-Marie aber trocknete ihre Thränen und steckte dem Schweine einen Strohalm in das eine Nasenloch. Das war zu unwiderstehlich und das arme Kind brach in lautes Lachen aus; das Schwein aber machte ohne weiteres Kehrt und zog sich tief gekränkt in seine Schlafkammer zurück.

Öff, öff!

Und dann schlug es die Ohren zusammen, wie Menschen die Hände falten, und hierauf schloß es und kümmerte sich nicht weiter um die ganze Geschichte.

Es wurde immer schlimmer oben in der Bodenkammer. An den langen, stillen, mondlosen Winterabenden hörten sich diese Schreie durch die mit Eisblumen bedeckten Fensterscheiben und wurden den ganzen Flügel entlang und auch in den Nachbarhäusern gehört. Dann öffnete sich bisweilen eine Thür, und eine lauschende Gestalt wurde sichtbar. Drei bis vier Männer kamen unterhalb der Fenster Asmussens zusammen; sie wechselten einige Worte miteinander und traten sodann in die Küche ein, wo Lene sie mit roten Augen, hebenden Lippen und zitterndem Kinn empfing.

Sie stiegen zusammen hinauf, wo die Petroleumlampe auf der Kommode qualmte und Ivar sich im Bette krümmte. Es mußte das Bettzeug unter ihm gewechselt werden; er konnte keine Ruhe haben, er mußte aus dem Bett gehoben werden. Die vier Männer faßten jeder an einer Ecke des groben, zwergeleinigen Lakens an und hoben ihn so behutsam, wie Fischer heben können. Ivar heulte vor Schmerz.

Als sie wieder unten waren und draußen auf dem glänzenden Schnee standen, über den der Himmel seine indigoblaue Glanzkuppel wölbte, fuhren sie einer nach dem anderen mit der Hand nach dem Rücken, sagten aber nichts. Sie gingen wieder jeder nach Hause; aber es konnte geschehen, daß sie in der Nacht nochmals aufgetrieben wurden; denn „Ivar mußte gewendet werden“ — „der Ärmste!“

Hierauf wurde Familienrat gehalten. Es ergab sich ganz von selbst.

Nach einer durchwachten Nacht, in welcher der Kranke sich schlechter befunden hatte denn je, gab Lene des Morgens den vier Bettern Kaffee. Man saß in der Küche mit blaugefrorenen Händen, die rauchenden Schalen auf dem Schoße, und man blies abwechselnd auf die Finger und in den Kaffee.

Lene sagte: „Möchte doch der liebe Gott ihn bald erlösen!“

Ein anderer sagte: „Man hat gesehen, daß Leute, denen es noch viel schlechter gegangen ist, aufgekommen sind. Wenn nur die Frau Aspegren herüberkommen könnte . . .“

Es war dies die weise Frau auf der anderen Seite des Sundes, mehrere Meilen landeinwärts.

„Sie ist sehr teuer!“ meinte einer.

Der erste entgegnete: „Es muß da Rat geschafft werden; Zwar hat sich nie zurückgehalten, wenn es uns galt. Wie viel kannst du entbehren, Lene?“

„Ich kann nicht mehr geben als fünf!“ antwortete sie mit Bestimmtheit.

„Das ist sehr wenig. Sie thut es nicht unter fünf- unddreißig — zu dieser Jahreszeit. Wir müssen noch ein wenig warten!“

Es verging ein Monat. Die Luft war nicht mehr kalt, die Frühjahrszeichen begannen; es ging rasch vorwärts mit dem Keimen.

Auch mit Zwar ging es rasch — abwärts.

Nun setzten die vier Männer — Erik Skammelen, Knud und die Brüder Karl und Christian Nörregaard — ihr Boot in die See, um die weise Frau zu holen.

Sie kamen am nächsten Tag zurück und hoben ein Bündel von Shawls aus dem Boote und setzten es sehr vorsichtig auf den Sand nieder.

Das war Madame Aspegren.

Sie entledigte sich der Überkleider und reichte Stück für Stück davon den Fischern, ohne diese anzusehen. Sie folgten ihr ehrerbietig, wie ebenso viele Diener, zum Hause hinauf.

Eine kleine schwächliche Frau, überaus reinlich gekleidet, mit einer großen, wattierten Tassetkapuze, darunter dunkles, glänzendes Haar und kleine, leuchtende Augen, wie die eines Vogels — oder vielleicht besser, wie die eines ausgestopften Vogels, denn die Augen schienen sich nicht zu bewegen.

Lene erwartete sie in der Küche und küßte ihre Hand, welche Madame selbst hinreichte.

Sie stellte keine Frage, sondern blickte auf die Leiter.

„Er liegt da oben!“ flüsterte Lene und stieg voraus.

Die Männer stellten sich bei der Thürschwelle zusammen und warteten in vollständigem Schweigen.

Die beiden Weiber kamen wieder herab. Lene hielt die Hand vor die Augen. Diesesmal war die Hand ganz von Thränen benetzt, als sie dieselbe wegnahm.

Madame Aspegren machte ein Zeichen gegen den Herd hin, wo der Kaffeekessel kochte. Lene verstand sogleich den Wink. Die Frau saß auf dem Haublock mit der rauchenden Schale in der Hand; sie schlürfte das Getränk in langen Zügen und zerbiß den schwarzen Kandiszucker, während der Dampf ihr Gesicht unwallte, gleichsam wie einer Priesterin der Vorzeit. Niemand wagte die Stille zu unterbrechen, aber alle warteten mit sichtlicher Spannung.

Nun war die Schale leer; sie reichte dieselbe Lene mit einem Nick; er wurde verstanden, und zum zweitenmale stieg der Dampf empor und hüllte die schoonische Pythia ein, während der schwarze Kandiszucker wie ein Knochen unter den Zähnen eines Raubtieres knirschte.

Hierauf sagte Lene, zu den Männern gewendet:

„Madame Aspegren sagt, daß es zu spät sei — nicht wahr?“

Die weise Frau nickte, stellte die Tasse weg und griff

langsam nach dem unteren Teile des Kleides und hob denselben in die Höhe. Auf die nämliche Art den ersten und den zweiten halbwollenen Unterrock. In dem dritten — einem gelben, ganz wollenen Unterrocke war eine Tasche; aus der Tiefe dieser Tasche zog sie einen Beutel hervor, und aus dem Beutel nacheinander: einen Zwirnknauel, eine Schere, einige schmale leinene Bänder, einen Bund Zwiebel, einen Bund Schlüssel, ein Fläschchen mit einem Kork, durch den eine Kielfeder gesteckt war, und endlich eine Schachtel von der Form einer Salbenschachtel. Diese Dinge ordnete sie auf dem Schoße. Lene und die Männer blickten darauf in fragendem und beinahe unheimlichem Schweigen. Hierauf fuhr Lene fort: „Madame Aspegren — hat — gesagt — daß der Doktor — daß er — Zwar — zu lange behandelt hat . . . nicht wahr?“

Man brummte und scharrte mit den schweren Stiefeln. Madame Aspegren nickte.

Lene fuhr fort: „Jetzt kann sie nur — jetzt kann sie nur . . .“

Lene hielt inne und blickte auf die Frau. Diese aber saß noch immer schweigend da, hielt die Hände über den Inhalt des Sackes und stierte vor sich hin.

„Kann Madame Aspegren ihm die Schmerzen nehmen?“ fragte Erik, der beherzteste der Männer.

Endlich öffnete sie den Mund, aber ohne daß die Augen sich drehten oder den Ausdruck wechselten, und sagte mit starkem Accent: „Ich kann ihn sterben lassen!“

Sie stierten einander einige Minuten an; allein, das Wort war gesprochen, und es war das Orakel, welches gesprochen hatte.

Es war nunmehr entschieden; niemand machte eine Einwendung; jedes brütete über seinen Gedanken — da hörte man ein schwaches Schluchzen von der Bodenkammer herab.

Die Fallthür war offen geblieben. Auf der obersten

Sprosse saß Mätte-Marie und weinte, während sie die Knöchel in die Augenwinkel drückte.

Das Kind war von der Schule zu Hause geblieben und hatte sich oben versteckt — im Vorgefühle, daß große Dinge entschieden werden würden. Sie erhielt zwei Stücke schwarzen Kandiszucker und den Befehl, hinauszu gehen und mit dem Schweine zu spielen. Sie hörte wohl auf, zu weinen, weigerte sich aber durchaus, der fremden Frau die Hand zu reichen.

Hierauf segelten die vier Männer — bei gutem Wind — wieder mit der weisen Frau über den Sund.

Andreas kam etwas später von der See zurück. Als er auf dem Wege nach Hause an dem Schweinestall vorüberkam, traf er Mätte-Marie in voller Beschäftigung mit dem Strohhalme. Das Schwein grunzte aus Leibeskräften. Das Kind lachte laut.

„Guten Tag, kleine Mätte-Marie!“ — „Guten Tag, Andreas!“ — „Wie steht es? Mir scheint, ich begegnete draußen Eriks Boot voller Leute? . . .“

Hier ließ das Kind den Strohhalme fallen und begann zu weinen.

„Ist . . . ist Ivar gestorben?“ fragte Andreas.

„Nein — aber die fremde Frau ist dagewesen — und nun soll der Vater sterben — und ich war oben in der Kammer — und ich fürchte mich so sehr, daß sie dem Vater etwas zu Leide thun . . .“

Und sie weinte noch stärker.

„Bleib noch ein wenig heraußen, Mätte-Marie!“ sagte Andreas. Und als er zur ersten Thür des Flügels kam, steckte er den Kopf zum Nachbar hinein und bat dessen Weib, auf das Kind acht zu geben.

Die Nachbarin schaute mit einem bezeichnenden Blick auf ihn.

„Ja, sie haben sie gebracht und sind eben wieder mit

ihr zurückgefahren. Sag' Lene, daß ich ihr schon helfen werde, wann sie ihn wäscht und ankleidet."

"Ist er tot?" fragte Andreas.

"Ja freilich ist er's! . . ."

Andreas beeilte sich. Er trat rasch über die Thürschwelle bei Asmussens. Es hatte die Dämmerung begonnen. Lene saß zusammengekauert mit einem angezündeten Lichtstümpfchen am Fuße des Küchenschrankes, wo sie ihre Wäsche hatte.

"Oh Gott! Wie du mich erschreckt hast, Andreas, so schnell kamst du daher."

"Ist Ivar tot?"

"Nein, aber . . ."

Sie erhob sich mit einem reinen Leinwandhemd über dem Arme. Sie stellte das Licht weg und glättete das Hemd.

"Verstehst du, Andreas? Sie ist hier gewesen . . ."

"Ja, das hörte ich, Wie viel verlangte sie dafür?"

"Zweiunddreißig! Für weniger wollte sie nicht herüberkommen. Aber nun wird ihm auch geholfen!"

"Geholfen? —"

"Ja gewiß. Wir erlösen ihn von seinen Schmerzen. Siehst du diese Schachtel mit Salbe? Na; die muß man auf das Hemd hier schmieren — so — siehst du. Wenn er das Hemd angezogen hat, so — so verlassen ihn die Schmerzen, und er kann aufrecht sitzen. Dann bekommt er solche Lust aufzustehen — verstehst du? . . ."

"Nein! . . ."

"Ja, sie hat es gesagt. Er bekommt Lust aufzustehen, und wir müssen thun, als hülfsen wir ihm. Wenn er sich dann auf die Beine stützen will, so merkt er, daß es schlimm mit ihm steht. Und dann sollen wir's ihm sagen . . ."

Andreas stierte sie an: "Was? . . ."

"Daß es vorbei ist, daß sie ihn erlöst hat. Und dann — dann stirbt er ganz ruhig!"

Andreas blickte vor sich nieder und dann zur Seite.

„Das ist jedenfalls das Beste, was für ihn geschehen kann.“

„Ja, nicht wahr?“ sagte Lene.

Hierauf stiegen sie zusammen die Leiter hinauf. Er hinterdrein mit dem Lichte, sie voraus mit dem Hemde, der Schachtel und einem Krug Wasser.

Da lag Ivar. Das Licht schnitt ihm in die Augen, die bereits den glasartigen Blick hatten. Mit einem Ausdruck unterdrückter Müdigkeit öffnete er dieselben.

„Ivar!“ sagte sie und hielt ihm das Hemd hin.

„Was ist's?“ flüsterte er. „Wollt ihr mich schon anfeinden? Könnt ihr nicht warten? . . .“

Sie wechselten ihm die Wäsche wie einem Kinde. Gegen die Gewohnheit jammerte er nicht.

„Nun wird es wohl bald aus sein mit mir; meint ihr nicht? . . . Ah, das thut gut!“ stöhnte er.

Er lag noch ein wenig; dann machte er Miene, als wollte er sich erheben. Die beiden blickten einander an und nahmen ihn jedes unter einem Arm. Er fiel schlaff zurück, wand sich und flüsterte: „Ich hab' alles gehört. Ihr habt heute die Luke nicht zugemacht!“

Sie schauten einander an wie Kinder, die beim Zuckerdiebstahl ertappt werden.

Der Sterbende flüsterte, ohne daß eine Bitterkeit in der schwachen Stimme zu bemerken war: „Willst du dem Andreas auch in Zukunft fünfundzwanzig Öre von der Krone geben? Ich glaub', es wäre leichter . . .“ Er vollendete nicht, sondern stöhnte: „Wasser!“

Lene wandte sich um und griff nach dem Krüge. Dabei stieß sie das Lichtstümpfchen um; es verlöschte und fiel auf den Boden. Durch die Dunkelheit erklang ein letzter, heiserer Schrei. Andreas tappte herum, um Zündhölzchen zu finden, und stieß mit seiner Stirne an die Lene's. Sie fuhren auseinander; sie jammerte, er fluchte halblaut, und endlich erinnerte sich Andreas, daß er Schwefelhölzchen in der Tasche hatte.

Als das Licht wieder angezündet war, lag Ivar mit offenem Munde da, das eine Auge zugebrückt, das andere ungewöhnlich groß; die Hände hatten sich mit krummen Fingern in die Bettdecke hineingegraben. Er war bereits ein Stück Weges drinnen in der großen Finsterniß.

„Nun ist er tot!“ sagte Andreas. Und er dachte bei sich selbst, was hier hätte erspart werden können, wenn die weise Frau drüben geblieben wäre. Lene saß auf dem Stuhl vor dem Bette und fuhr mit der Hand glättend über die Decke hin.

Er starb und wurde begraben: —

Es war eine milde Feuchtigkeit in der Luft gewesen von dem frühesten Morgen her. Frische, gekräuselte, stark gefärbte Wolken waren gleichzeitig aufgestanden mit einer roten Sonne und hatten sich um dieselbe gelegt, wie die gekräuselte Petersilie sich um eine Schüssel Schinken legt. Die Sonne war hierauf wieder verschwunden und die Wolken ebenfalls, und ein einförmiges Begräbnisgrau lag über dem Strande. Es fiel ein ganz schwacher Staubregen, und Gräser und mit Knospen bedeckte Büsche sogen die Feuchtigkeit in sich, und dasselbe thaten Düsseljaden, schwarze Filzhüte und baumwollene Regenschirme. Es war ein Frühjahrs Wetter, ein fruchtbares Wetter, ein Begräbniswetter.

Drei Charabanks und der Leichenwagen — des Schänkwirts neu angestrichener Lastwagen — hielten vor dem langen, niederen Flügel. Der Wirt, der pensionierte Lootse, der pensionierte Zollbeamte, einige Handwerksmeister und die Fischer — mit anderen Worten: Alle — hatten sich eingefunden. Die Küche war ausgeräumt worden, und hier stand der Sarg auf zwei Holzböden, und in dem Sarge lag Ivar und empfing Besuche. Ursprünglich hatte er die Besuche oben empfangen in der hinteren Bodenkammer; da man aber in der Kammer daneben speiste und Ivar nicht wie die fürslichen Personen einbalsamiert war — und da



dieser Geruch vorhanden war . . . kurz gesagt, man hatte es zweckmäßig gefunden, Ivar hinabzutransportieren. Aus demselben Grunde fand man es jetzt zweckmäßig, den Sarg zu schließen — früher, als es sonst zu geschehen pflegte. Denn dieses fruchtbare Wetter, welches die Bauern segneten, hatte etwas Drückendes an sich, und erneuerte nicht die Luft drinnen in den kleinen Räumen, wo man beständig halb nasses Zeug mit sich hineinbrachte und wo die Kränze — die vielen Kränze — ebenfalls einen starken Geruch verbreiteten. Nicht, daß jemand sich hierüber beschwert hätte; es waren ja keine verwöhnten Stadtmenschen; aber man hatte doch gefunden, daß es so am besten wäre.

Der Schmied war es, — der immer gleich gut gelaunte Schmied —, welcher das entscheidende Wort ausgesprochen hatte.

Er preßte sich in seinem braunen, einreihigen Rock und den aufgestülpten schwarzen Hosen durch die Thür hinein, drückte Lene's Hand mit einem „Na, das war ja gut!“ — streichelte Mätte-Marie am Kopfe und fragte: „Wo habt Ihr Ivar aufgebahrt?“

Lene deutete schweigend nach dem Boden.

„Ja, mir scheint ja, ich rieche ihn!“

Etwas später kam der Schmied herab, mit einem Stück Speise in der Hand, und sagte: „Höre, sollten wir ihn nicht lieber herunterschaffen?“

Dies geschah. Und nicht lange darauf hörten diejenigen, welche oben saßen und aßen und tranken, die Hammerschläge aus der Küche.

„Nun verschließen sie Ivar!“ sagte der Schmied mit vollem Mund.

Der alte Lootse faltete die Hände um sein Bierglas und sagte: „Es ist nicht zu früh!“

Und alle, welche da beim Essen saßen, fanden, daß sie nun einen besseren Appetit bekamen. Und es wurde da oben recht gut gespeißt, und auch Bier wurde getrunken,

und einer nach dem andern von den neuankommenden Fischern drängte sich hinauf durch die Luke, — die Fallthüre war heute ganz weggenommen worden —, und alle sprachen sie von Ivar wie von einer anwesenden Person, einem Kameraden, der noch mit ihnen verkehrte. Und ganz fort war er ja auch noch nicht.

Andreas ging herum, schweigsam, wie immer, mit seinem Strich von einem Munde und einer schwarzen Krawatte — eigentlich nur einem dünnen Bande — und schenkte in die Schnapsgläser ein. Der Schmied begann kleine Geschichten zu erzählen, niemand legte sich diesen willkürlichen Begräbnisdämpfer auf, alle meinten — und sprachen es auch aus — daß es Ivar jetzt so gut gehe, wie lange nicht.

Und hierauf zeigte sich Lene an der Thür, sehr blaß, mit ihrem schwarzen, baumwollenen Witwenschawl. Sie gab dem Schmied ein Zeichen, und der Schmied erhob sich sogleich und sagte: „Na, Leute, jetzt geht's los!“

Sie gingen alle hinunter und die Nächsten von der Familie brachten Ivar mit einiger Mühe durch die enge Thür hinaus, und hierauf ordnete man sich in Reihen nach den Trägern und setzte sich dann in Bewegung.

Hinter dem Sarge ging Lene mit Mättele-Marie an der Hand. Das kleine Mädchen hatte ebenfalls einen schwarzen Shawl unbekommen; die gefrausten Zipfel desselben schleiften auf der Erde nach und, so oft das Kind sich umwandte, um zu sehen, was gegen die Absätze der neuen Stiefel schlug, drückte die Witwe sie fest an der Hand und forderte sie durch eine schwache Wendung des Kopfes auf, das Taschentuch vor die Augen zu halten. Denn dies that sie selbst, so lange der Zug durch das Dorf ging.

Es war alles an den Fenstern und vor den Thüren, was stehen und gehen konnte. Die Flaggen auf Halbmast und Buxbaum gestreut vor dem Garten des Kaufmannes.

Vor dem Dorfe wurde Halt gemacht. Die Wagen fuhren vor; Ivar wurde auf den Lastwagen gehoben, und zwei

Fischer setzten sich zu ihm, um auf die Kränze acht zu geben. Das Gefolge verteilte sich auf die drei Charabanks, und hierauf rollte man längs des Weges hinauf, der landeinwärts führt, die gute Meile zur Kirche, in dem fein rieselnden Staubregen, der sich bald in einen blauen Nebel verwandelte, worin Ivar und das Gefolge vor den Blicken der Zurückgebliebenen verschwanden.

Des Abends standen Lene und Andreas unten beim Schweinestall.

Andreas war beim Boote herumgeschlendert, gleichsam als suche er jemand. Lene war es in der Küche zu unheimlich gewesen und noch unheimlicher oben. Mätte-Marie hatte die Erlaubnis bekommen, zu den Kindern der Nachbarnsrau zu gehen; sie wollte sich durchaus nicht zu Bette begeben, bevor nicht Lene selbst sich schlafen legte. Das Kind hatte erst richtige Angst vor dem Toten bekommen, nachdem derselbe nicht mehr im Hause war.

Lene und Andreas standen, wie gesagt, beim Schweine.

„Wie wird es nun eigentlich, Andreas?“ sagte sie zögernd.

„Ja, wie wird's?“ fragte er.

„Es bleibt wohl bei den fünfundzwanzig von der Krone, wie früher? Ober? . . .“ Sie hielt inne.

„Ivar meinte ja etwas? . . .“ sagte er.

Sie blickte ihn an und reichte ihm die Hand.

Er reichte ihr die seinige.

„Wenn die passende Zeit vorüber ist!“ sagte sie mit halber Stimme.

„Ja, früher schickt es sich wohl nicht!“ antwortete er.

Hierauf zogen sie die Hände zurück und blickten einander wieder an.

„Öff, öff!“ kam es vom Schweine.

Es war abgemacht.

## Geschichte eines Strandwäscher.

---

Akkurat so — habt Ihr etwas Tabak bei Euch? — akkurat so, wie ich's erzähle, ist's mit ihm zugegangen. Was für ein Landsmann er war, ob ein Deutscher oder Engländer, oder ob er etwa ein Holländer war, das kann ich nicht sagen; denn reden konnt' er ja nicht, wenigstens nicht, daß ich wüßte. —

Es waren wie gewöhnlich mehrere in der Stube, die zugleich sprachen.

Als indessen Ole Jensen begann, hörte das Geschwätz um ihn herum auf, und einer rückte auf der Bank zu ihm hin und fragte:

Was giebt's, Ole?

Du hättest aufpassen können, antwortete Ole, dann wüßtest du's jetzt. Aber hast du vielleicht etwas Tabak bei dir?

Ja, das hatte er.

Ole bekam den Tabak und stopfte seine Pfeife. Dann begann er wieder von vorne. Vom „Strandwäscher“ war die Rede. — Siehst du, es sind schon viele Jahre her, gute dreißig wenigstens, und damals gab's noch Dorsche draußen im Fahrwasser. Jetzt kann man dort liegen und zweihis dreihundert Klasten einziehen und doch nur ein halbes Duzend Schellfische und keinen Dorsch fangen. Aber zur damaligen Zeit gab es Dorsche. Nun, und da war ich denn draußen im Boote mit Jens Split und mit Hans Untenherum, wie wir ihn nannten, der später in Amerika extrunken ist. Jens und ich standen rückwärts im Boote und zogen das Netz ein, Hans saß und ruderte auf dem

Sitze. Wir hatten schon mehrere Dutzend Dorsche im Boote, da zieht es auf einmal ganz straff die Leine nieder.

„Na, zieh doch an!“ sag' ich.

„Das ist schwer,“ sagt Jens. Was kann es wohl sein?“

„Zieh nur ein,“ sag' ich, „dann wirst du's schon sehen.“

Er zieht ein, und ich lege den Trog zurecht, in den die Angeln gelegt werden sollen, denn ich glaubte, es wäre ein sehr großer Dorsch.

„Schau einmal, ist das ein Kerl!“ sagte Jens, der eingezogen hatte.

Ich hebe den Kopf in die Höhe und sehe hinaus auf die Wasserfläche.

Da kommt zuerst ein krummer Arm mit einer Hand zum Vorschein, dann die Brust und ein Stück vom Kinn mit Bart darunter. Aber hierauf sanken Brust und Arm wieder ins Wasser zurück, denn eine zweite Angel hatte sich weiter unten in den Hosenbund gehakt, und es tauchten nun ein paar Stiefelspitzen auf, gerade gegen die Bootseite zu.

„Was ist denn das für einer,“ rief Jens, der die Leine wieder nachgelassen hatte.

Ich riet ihm, einzuziehen, aber ganz langsam. Und nun tauchte der Mann zum zweitenmale empor, steif und lang, und stand beinahe aufrecht im Wasser.

„Laß ihn drinnen!“ rief Hans vom Sitze her.

„Sollen wir ihn wieder fahren lassen?“ fragte Jens, der mit der Leine in der Hand dastand. Ich sehe auf ihn hinaus und ich sehe ins Boot hinein, und dann sag' ich:

„Es ist doch auch ein Mensch!“

Na, und so ziehen wir also ein und fassen ihn an und heben ihn ins Boot. Es lief eine schreckliche Menge Wasser von ihm, und er war ja auch etwas unhantierlich, schlaff am Rücken wie ein toter Fisch; aber wir schleppten ihn dann doch in den Borderteil des Bootes und richteten ihn auf, mit dem Rücken gegen den Steven und das Gesicht gegen uns gewandt.

Und dort saß er nun.

Die Sonne stand bereits niedrig und schien ihm gerade in die Augen. Während wir die Leine einzogen und ab und zu einen Dorsch von den Angeln nahmen, konnten wir's nicht lassen, von Zeit zu Zeit den Kopf zu drehen und einen Blick auf ihn zu werfen, wie er so, mit dem Gesichte gegen uns, dasaß.

Hans, der auf dem Balken saß und ruderte, bekam gleichsam ein sonderbares Jucken am Nacken. Er rückte unruhig auf dem Balken hin und her, und hierauf warf er einen Blick nach vorn über die Schulter.

„Was schaust du denn, Hans?“ fragte ich.

Hans antwortete nichts, sondern begann zu pfeifen.

„Ein Fischer pfeift nicht im Boote!“ sagte ich.

Etwas später sagte Jens: „Mir scheint, der dort glöht uns an!“

„Schnickschnack!“ sag' ich. „Wie kann ein toter Mann glöhen? —“

Eine Weile darauf sagte Jens dasselbe wieder, und Hans wurde abermals unruhig auf dem Balken. Und just als wir die letzte Partie der Leine eingezogen hatten, läßt Hans die Ruder los und blickt sich nieder und ergreift einen großen Seestern, der auf einem der Bodenbretter lag, und dreht sich um und haut dem Strandwäscher den Fisch auf die Stirn, so daß er das halbe Gesicht bedeckte.

„Das hättest du nicht thun sollen, Hans!“ sag' ich.

„Das ist schon möglich!“ antwortete er. „Aber ihr hättet nicht notwendig gehabt, ihn an Bord zu nehmen. So oft ich ihn über die Schulter angesehen habe, hat er mich angegloht, und das ist durchaus kein angenehmes Gefühl, besonders wenn man rücklings sitzt!“

Na, und bei Sonnenuntergang fuhren wir dann heim, und am Strande unten standen mehrere Leute und die riefen uns zu: „Was ist das für ein Kamerad, den ihr da bei euch an Bord habt?“

Wir gaben jedoch keine Antwort, bevor das Boot nicht den Grund berührt hatte.

Hierauf sprangen wir aus und zogen das Boot aus Land, und es waren gleich mehrere dabei, welche auch Hand anlegten; man ist einander ja immer behilflich, wenn man keinen Hafen hat zum Anlegen.

Als wir nun das Boot auf den Sand gebracht hatten, sag' ich zu den Leuten, die da herumstanden:

„Nun könnt ihr selbst sehen, wer es ist, den wir an Bord bekommen haben!“

Da mußten sie ihn natürlich alle ansehen. Und hierauf fragt der alte Niels Skaffer:

„Hat er eine Uhr bei sich oder etwas dergleichen?“

„Daran hatten wir eigentlich nicht gedacht!“ antwortete ich. Und ich wollte ihm gleich die Überjacke aufknöpfen; aber der Oberlootse sagte mir, daß ich dies nicht dürfe; es müsse erst nach der Polizei geschickt und in jedem Falle früher der Zollkontrolor verständigt werden.

„Ich meinte, so einer sei zollfrei!“ sagte Hans und hob ihn ein wenig.

Sie mußten alle lachen, und da man ja immer ausgelassen wird, wenn die Leute über etwas lachen, so fing Hans an, allerlei Possen mit ihm zu treiben.

„Das gefällt mir nicht, und du wirst es vielleicht noch bereuen!“ sagte ich.

Da ließ Hans es sein, und hierauf kam der Zollkontrolor, dampfend wie ein Pferd und im Uniformrock, den er aus lauter Eile auf dem Bauche schief zugeknöpft hatte. Er war immer überaus emsig, wenn es etwas zu thun gab; denn es kam nur selten vor, daß er irgendwo herum-schnüffeln konnte.

„Was für Waren habt ihr an Bord?“ rief er schon aus weiter Ferne.

„Seht selber nach, Herr Kontrolor!“ antwortete ich.

Inzwischen hatte aber Jens ein Teertuch über den Toten geworfen, als nämlich der Lootse sagte, daß wir ihn nicht anrühren dürften. Nun kommt der Kontrolor zum Boote und pufet wie ein Walfisch und nießt und spuckt und trocknet sich die Nase mit seinem großen, roten Sacktuch, welches immer hinten an der Uniform heraushing.

„Na, Leute!“ sagt er dann und wird ganz freundlich und natürlich; „was habt ihr denn heute für Kleinigkeiten?“

„Das sind eigentlich keine Kleinigkeiten, Herr Kontrolor!“ sagt' ich.

„Ist schon gut, Me. Ihr habt wohl ein wenig . . . ; aber wenn nur der König das Seinige bekommt und das Gesetz seinen Gang nimmt, dann ist ja nichts Ungefeßliches dabei!“

Das war es ja auch nicht. Und hierauf nimmt der Kontrolor das Teertuch weg, und er stand nun da, das Tuch in der Hand, und betrachtete den Fremden im Boote.

Der Strandwäscher gab keinen Muck von sich. Er war ja gefezlich entschuldigt. Und der Kontrolor sagte auch nichts; er war wohl überrascht.

„P sui Teufel; er stinkt ja!“ Und hierauf warf der Kontrolor das Teertuch wieder über ihn.

Das war nicht gerade höflich, fand ich, fintemal und allbieweil er doch ein Mensch war, wenn gleich ein toter.

Dann sagte der Kontrolor, daß zu dem Toten eine Wache gestellt und nach der Polizei oder dem Schultheiß oder dem Richter oder dem Amtmann oder einem Schreiber — oder Gott weiß wem — geschickt werden müsse, damit nachgesehen werde, ob der Mann richtig tot und auch sonst alles in Ordnung sei, und ob er nicht die Cholera mitbringe oder etwa Liebesbriefe oder Schuldscheine bei sich trage, aus denen man konstatieren könne, wer es sei. Niemand dürfe sich unterstehen, ihn früher anzurühren, sagte der Kontrolor; und er kam so eifrig ins Nachdenken und Neben über das alles, daß er ganz darauf vergaß, sich dar-



über zu ärgern, daß wir ihm keine andere „Kleinigkeit“ mit nach Hause gebracht hatten.

Wir sollten gleich selbst Wache halten, sagte er; und hierauf bekamen wir zwei Musketen und einen Säbel mit Scheide, denn der Kontrolor war ein alter Unteroffizier, und eine Wache ohne Waffen, das konnte er sich nicht denken.

Wir standen also Wache, und allmählich, wie es dunkler wurde, verschwanden die Leute vom Strande. Ungefähr gegen halb Zehn kam der Kontrolor, bevor er zu Bette ging, und inspizierte. Ich, als der Älteste, stand mit dem Säbel da, und die beiden anderen, Jens und Hans, hatten die Gewehre; und ich ließ sie „präsentieren“, als der Kontrolor anmarschierte, und das gefiel ihm gar wohl.

„Es ist gut!“ sagte er und fuhr mit der Hand nach der Mütze. „Die Verständigung ist erfolgt, und morgen vormittags werden die Autoritäten hier sein; und sehet jetzt zu, daß ihr euch ordentlich benehmt und nicht einschlaft; und damit Gott befohlen!“

„Darf ich Hans ins Wirtshaus schicken, damit er etwas zum Trinken holt?“ fragte ich.

„Zum Trinken, unter Gewehr? Bist du verrückt!“ rief er.

„Ja, ja so!“ sagte ich ruhig. „So müssen wir's sein lassen; aber so eine Herbstnacht ist lang und kalt!“

„Wenn man Schildwache steht, friert einen nicht!“ sagte er. Und hierauf marschierte er ab.

Er war kaum ordentlich außer Sicht, als Jens und Hans die Gewehre zum Strandwäscher ins Boot hineinlegten und Hans die Flasche nahm und sich zum Gehen anschickte.

„Wohin willst du gehen?“ fragte ich und hielt den Säbel vor.

„Fahr' ab mit deinem Butterstecher!“ sagte Hans. „Ich geh' begreiflicherweise etwas holen zum Wachen.“

Er ging, und als er zurückkam, theilten wir die Wache in drei gleiche Theile ein, so daß zwei drei Stunden Freiwacht hatten, während der eine mit dem Säbel auf- und abgehen sollte. Mich traf die erste Tour, und die beiden anderen legten sich unter einer Düne nieder und deckten sich mit einem Stück Segel zu. Es wäre natürlich am bequemsten gewesen, sich in das Boot zu legen und mit dem Großsegel zuzudecken. Aber dazu hatten sie keine rechte Lust — wegen der fremden Kameradschaft.

Nun war inzwischen der Mond aufgegangen, und er schien auf den Strand und auf das Boot und auf das Teertuch, unter dem der Strandwäscher lag. Ich ging allein auf und ab und ab und auf, mit dem Säbel unter dem Arm und den Händen in der Tasche. Ich schaute hinaus auf die See und hinauf zu den Wolken, um zu sehen, was für einen Wind wir des Morgens bekommen würden, und schaute auch nach dem Boote und auf den Mann unter dem Teertuch, und ich ging so in meinen eigenen Gedanken und dachte an die Beschwerden des Lebens, besonders an die eines Seemanns, der nie des Endes sicher ist, wenn er mit dem Anfang beginnt; und je mehr ich hierüber nachdachte, desto schwerer wurde mir die Wache, und ich mußte loben, daß Hans so vorsichtig gewesen war mit der Flasche; denn nun konnte ich doch eine kleine Stärkung bekommen.

„Ich geh also zu Hans hin, zieh ihm die Flasche aus seiner Überjacke und mach einen ordentlichen Schluck; wie ich die Flasche wieder an ihren Ort geben will, schlägt Hans die Augen auf und sagt:

„Sei so gut, genier' dich nicht!“

„Ich glaubte, du schliefest, Hans!“ sag' ich. „Es ist eine kalte Nacht. Wie liegst du?“

„Ich liege schlecht!“ antwortet er. „An allem ist auch nur der verfluchte Strandwäscher schuld. Warum hast du ihn nicht drinnen gelassen, wie ich sagte?“

„Herr Gott, Hans! Man hat doch ein menschliches Gefühl!“

„Ja, wenn wir noch einen Nutzen von ihm haben könnten!“ antwortete Hans. Und dann setzte er sich auf, und wir schauten einander eine Weile an.

„Weißt du, was ich mir, während ich da gelegen bin, gedacht habe?“ sagte Hans.

„Es könnte wohl sein, daß ich es errate. Weißt du, was ich gedacht habe, Hans?“

„Doch nicht auch an seine Stiefel?“ fragte Hans und erhob sich völlig und begann die Arme aneinander zu schlagen.

Wir gingen zum Boote hin, und Hans hob das Teertuch am Fußende des Toten etwas in die Höhe.

„Es sind ganz neue, gute Stiefel!“ sagt Hans.

„Laß es sein!“ sag' ich.

„Ich getrau' mich zu schwören, daß niemand darauf geachtet hat, ob er Stiefel anhat oder nicht!“ sagt Hans.

Ich ging ein wenig weg, um zu sehen, ob Jens schlafe; und als ich nun wieder zum Boote zurückkam und die Stiefel betrachtete, welche feucht und blank im Mondscheine glänzten, da kam mir's — ich will's nicht leugnen — ebenfalls vor, daß es ein Paar recht guter Stiefel wäre.

„Nein, das geht nicht!“ sag' ich. „Es ist und bleibt doch ein Mensch, wenn er auch tot ist; und er hat seine eigenen Sachen, und wenn wir sie ihm nehmen, so stehlen wir!“

„Der ist ein Mensch?“ rief Hans. „Nein, ein Mensch ist das, was lebendig ist, wie du und ich. Wenn man tot ist, so ist man nichts — Staub und Asche, wie der Pfarrer sagt. Und nichts kann doch unmöglich etwas haben!“

Ich grübelte ein wenig darüber nach; aber ich konnte nicht ins Reine kommen.

„Siehst du!“ sagte Hans. „Wenn wir ihm seine Uhr nähmen oder seine Papiere, wenn er überhaupt solche hat, so wäre dies ein Diebstahl. Denn solche Sachen müssen

die Spürhunde haben, die morgen kommen. Ein Strandwäscher muß auch in dem Anzug begraben werden, den er trägt. Das weiß ich; aber weshalb wir solche neue und gute Stiefel von den Würmern zernagen lassen sollen, das weiß ich nicht!"

Ich kratzte mich ein bißchen am Nacken und dann fragte ich:

"Wem sollen dann die Stiefel gehören, dir oder mir? Denn sie teilen, damit wäre uns wenig geholfen!"

Hans schaute mich an.

Wir können ja darum würfeln!"

Er bückte sich und nahm eine Handvoll Steinchen auf.

"Gerade oder ungerade?"

"Nein, ich will nicht!" sagte ich und ging ein paar Schritte von Hans.

"Dann will ich!" sagte er.

"Gieb mir deine Flasche, Hans!"

Ich that einen tüchtigen Schluck, und hierauf gingen wir zum Boote und machten uns an ihn. Hans zog das Teertuch von ihm, und ich faßte das eine Bein an.

"Meinst du, daß wir sie von ihm herabbringen?" flüsterte ich zu Hans.

"Was, zum Teufel, macht ihr denn dort? fragte Jens hinter uns.

Wir sprangen jeder auf die Seite und wandten uns um. Jens war aufgewacht und hatte sich auf die Düne gesetzt.

"Es geht nicht!" flüsterte ich zu Hans. "Jens läßt durch wie ein neuer Kübel; er kann nie das Maul halten!"

"Wir sehen beim Strandwäscher nach!" sagte ich zu Jens.

"Ist er lebendig geworden?" fragte er.

"Nein, nicht daß ich wüßte!"

"Dann können wir ja weiter schlafen!" sagte er und drehte sich um.

Ich schaute auf Hans. Er hatte jetzt aber einen ebenso großen Schrecken bekommen, wie ich selbst, ging zur Düne

hin und legte sich neben Jenz nieder, ohne ein Wort zu sagen. Und als ich nun wieder das Tuch über den Strandwäscher breiten wollte, schien ihm der Mond gerade ins Gesicht, wie es früher die Sonne gethan hatte, und es war akkurat so, als ob er mich angesehen und sagen wollte: du Spitzbube!

Mir wurde dabei ganz sonderbar zu Mute. Denn ich hatte früher in meinem Leben nie daran gedacht, einem Menschen etwas zu nehmen, und ich hab' es auch später nie gethan. Aber es war ja auch eine eigene Sache mit ihm. Denn, genau genommen, brauchte er doch die Stiefel nicht.

Aber wie es nun war oder nicht war, ich bilckte mich über ihn und sagte:

„Um Verzeihung, Kamerad, für das, was ich thun wollte. Behalt' du nur schön deine Stiefel und jetzt „gute Nacht!“ Wenn die Dorfsche heuer einigermaßen gut ausfallen, wird wohl noch so viel für ein Paar neue Stiefel für mich übrig bleiben, daß ich keine getragenen von einem toten Kameraden zu stehlen brauche!“

Und hierauf breitete ich das Tuch wieder über ihn, und — ich weiß nicht, aber es ist nun so ein Gefühl — es kam mir vor, daß er nun ruhiger liegen mußte, da er seines Eigentums sicher war. Wir wollen ja doch alle miteinander am liebsten behalten, was wir haben.

Als dann meine Wachzeit um war, ging ich hin und trieb Hans auf.

„Was ist mit den Stiefeln geschehen?“ fragte er.

„Was der Herr zusammengesügt hat, soll der Mensch nicht trennen!“ sagte ich zu ihm. Und ich glaube schon, daß es Eindruck auf ihn machte, denn diese Nacht kamen keine Stiefel abhanden, und des Morgens fanden sich gleich Leute bei uns ein, und dann war es zu spät.

Der Kontrolor kam nun auch, und wir lieferten die Gewehre und den Säbel ab, mit denen wir schon so niedlich in der klaren Sonne exerziert hatten.

„Etwas passiert auf der Wache?“ fragte er.

„Nichts, was der Rede wert wäre!“ antwortete ich für uns alle drei.

Aber Hans und ich sahen einander an und stemmten die Zunge gegen die Wange, und kniffen das eine Auge zu, und dann nieste ich und Hans rief: „Helf Gott!“

Um Mittag kam dann ein Wagen von der Strandgemeinde. Es war der Amtmann. Er hatte einen Schreiber und zwei Herren bei sich. Man konnte es ihnen ansehen, daß sie gefrühstückt hatten, das heißt: dem Amtmann und den Herren — dem Schreiber nicht.

Sie kamen zum Strande herab, und der Amtmann zeigte auf uns und erklärte, daß wir Fischer wären. Der eine Herr griff in seine Westentasche hinein, und ich glaubte schon, daß er uns einen Thaler geben wolle; aber statt dessen zog er ein Uhrglas hervor, das er ins Auge hineinsteckte, und hierauf glogte er uns an und erklärte den anderen, daß wir Fischer wären.

Hierauf begann der Amtmann auszufragen, und immer erklärte er alles den beiden Herren, die wohl sehr vornehme Gäste von ihm waren. Ich meinte eigentlich, daß es Ausländer wären, da sie so aparte Erklärungen haben mußten; da sie aber dänisch sprachen, wie die anderen, so muß ich annehmen, daß sie früher niemals Fischer gesehen hatten.

Ich erklärte die ganze Geschichte, wo und wie wir ihn gefunden hätten. Und dann mußte er untersucht werden. „Das nennen die Leute hier einen ‚Strandwäscher‘,“ erklärte der Amtmann; und hierauf schrieb der eine Herr etwas in ein Buch hinein, so daß ich denken kann, er habe ein schlechtes Gedächtnis.

Wir kehrten alle seine Taschen um, fanden aber nur einen Lederbeutel, und der war so mürbe und feucht, daß er zerfiel. Den Inhalt gab ich dem Amtmanne, welcher Handschuhe angezogen hatte, und sein Schreiber schrieb auf, worin derselbe bestand. Da war eine deutsche Banknote,

welche der Amtmann auf ungesähr sieben Thaler dänisch schätzte, dann ein Stück eines englischen Briefes, in dem, wie der Amtmann sagte, kein Sinn war, und endlich einige holländische Kupfermünzen.

Das sei nicht viel! meinte der Amtmann, und darin hatte er im Grunde recht. Hierauf sprach er einige wenige Worte mit dem Kontrolor, wobei es sich wohl um das Begräbniß handelte, und dann bestiegen sie wieder den Wagen und fuhren fort.

Nachmittags wurde der Strandwäscher begraben — ein Stück westlich vom Dorfe, unten auf dem Strandacker, dicht beim Meere. Wir waren eine ganze Menge Fischer, die herumstanden und zuschauten. Der Kaplan warf drei Schaufeln Erde auf ihn, und wir nahmen alle die Mützen ab und blickten vor uns nieder und sagten nichts. Und während ich so dastand, dachte ich mir, es sei doch recht schön, daß er die Stiefel mit ins Grab bekommen hätte, wenn sie ihm auch weiter nichts nützten da, wo er lag.

Hierauf ging der Kaplan; wir aber blieben stehen und wir hatten wohl alle denselben Gedanken, daß es im Grunde nicht recht sei, daß so ein armer, ertrunkener Seemann nicht seine kleine Rede haben sollte. Und Zeus, der neben mir stand, begann sich umzusehen und an dem Hosensbund herumzuschieben, und da ich ja merken konnte, was ihn beunruhigte, stieß ich ihn ganz leicht an und sagte: „Auf mit dem Steuer!“

Da machte er einen Schritt nach vorn, und mit der Mütze in der Faust sprach er: „Hört nun, Leut'. Es ist möglich, daß ich deshalb in Ungelegenheiten komme; aber gleichviel, dann laßt es mich. Ich meine nur, daß er, der jetzt hier vor Anker liegt, einen Gruß mitbekommen sollte von denjenigen, die ihn in den Hafen bugsiert haben, und von denen, die darauf gesehen haben, daß er auf den Quai gekommen ist. Ein Bauer sieht sein ganzes Leben lang das Bett, in dem er den letzten Atemzug thun wird. Ein Fischer

und Seemann aber kann niemals sagen, wo er zu liegen kommen wird. Niemand weiß, woher er gekommen, der nun hier vertäut ist; aber deshalb wollen wir ihm doch einen kameradschaftlichen Gedanken schenken und vielleicht auch ein hölzernes Kreuz oder ein Gitter, zu dem wir zusammenschließen können. Und wenn ich oder Hans oder Ole oder Per, oder was immer für einer von uns, jemals das Unglück haben und an einem fremden Ort ans Land treiben sollten, so wollen wir hoffen, daß Fischer und Seelente daselbe an uns thun werden, was wir an ihm thun — ohne daß wir ihn kennen oder wissen, wer er ist, oder vielleicht jemals Dank dafür bekommen. Aber so soll es unter Fischern sein. Und deshalb: Gott sei mit ihm!"

„Amen!“ sagte der Oberlootse und wir alle mit.

So wurde er begraben. Und Jenz ging es immer sehr gut; aber das Jahr darauf war es, daß Hans in Amerika erkrankt, wohin er als Matrose gegangen war. Und ich selbst bekam eine schwere Sicht, mit der ich mich seit dieser Zeit herumschleppe. Aber ich habe oft an den Strandwäscher denken müssen und an seine Stiefel.



## Wird er um die Landspitze kommen?

An der englischen Küste war's; an der Cornwallküste, wo die Bogen der spanischen See sich gegen die steilen Ufer stürzen — schäumend, brüllend, jeden Spalt untersuchend, jedes Loch ausfüllend, jagend, pressend, den geifernden Wirbel aufstürmend, bis er, anderen und noch stärkeren Kräften weichend, zusammenbricht wie eine geschossene Mörbe, und in den Schlund hinabstürzt, aus dem er gekommen ist.

An dieser gefährlichen Küste war's, drinnen in einer Bucht, wo die Felsen rechts und links mit scharfen und vorspringenden Spitzen ins Meer hinausstarren. Hier gab's nicht Schutz, gab's nicht Schirm. Der Nachtsturm tobte von der See her. Große, verworrene Wolkenmassen wälzten ihre Riesenleiber in wilder Flucht an dem Mond vorüber — eine vom Himmel zurückgeworfene Titanenarmee, die zwischen ihren eigenen Schanzen, den Felsen der Erde, Zuflucht sucht. Der Mond stand wie ein olympischer Nachtwächter, ausgesandt, die Bewegungen der Flüchtenden zu beobachten. Wenn zuweilen ein Schimmer von der Blendlaterne des Wächters in die dichten Scharen fiel, zeigten sich draußen über dem Meere andere, ähnliche Scharen, die von weit, weit her Land zu erreichen suchten. Aber sie kamen in geordneten Reihen. Es blinkte und schimmerte als sprengten tausende von Reitern einher mit hochgeschwungenem Schwerte über schnaubenden, schäumenden Pferdeköpfen. Wer dürfte sich zwischen diese galoppierenden Reihen und ihr Ziel wagen? Wer dürfte sich diesen dampfenden Leibern entgegenwerfen und Trotz bieten diesen flatternden Mähnen und hochgeschwungenen Schwertern, deren Saufen

und Blinken selbst von der Ferne her den Mutigsten zwingt, die Augen zu schließen? Wer durfte es wagen? und wer war es, der eben jetzt das Wagstück versuchte? —

Wir saßen beisammen in dem kleinen Schuppen des Leuchtturmwächters auf dem Brückenkopf, wo die See sich hohlbrüllend und scharfzischend an der starken, gezimmerten Holzwand brach. Der weiße Gischt, grünlichgelb im Mondes-schimmer, leckte jeden Augenblick über die Berppfosten, die wie finstere, schweigsame Wächter unbeweglich auf dem gefährlichen Posten standen. So oft sich die Thüre vor Herein- oder Hinausstretenden öffnete, sah ich die finsternen, schweigsamen Wächter, ab und zu vermehrt durch eine spähende, vornüber gebeugte Gestalt, die den Windstößen und Mondblicken die richtigen Momente abzulauern suchte, um das Fernrohr auf einen wechselnden Punkt draußen zwischen den galoppierenden Reihen zu heften. Wenn der Gischt mit diesem unbeschreiblichen, tragenden Laut über die Brücke spritzte; wenn die Thüre dabei lärmend zugeschlagen wurde; wenn die kleinen Fensterscheiben in ihren Rahmen klirrten; wenn das Licht auf dem Tische umherflackerte wie eine zerstreute Person, die durch eine plötzliche Ansprache geweckt wird; wenn die Windstöße durch die Bretterwände pffifen, brumnten und heulten: dann kam ein und derselbe Gedanke uns allen, jeder einzelnen Person, die in der sicheren Behausung des Leuchtturmwächters an dem Tische saß, und dieser Gedanke klammerte sich beständig mit einem krampfhaften Griffe an denselben Gegenstand und derselbe Gegenstand war beständig dieselbe Person: er, der Mann draußen, der das Wagstück versuchte gegen die anstürmenden Reihen.

Wenn das Mondlicht verschwand; wenn die Wolken sich zusammenzogen; wenn die Finsternis, bösen Gedanken gleich, aus ihrem schwarzen Kessel gestiegen kam; wenn nur der Lärm der Brandung und das vereinigte Brausen des Windes und der See uns daran erinnerte, wo wir waren;

wenn in des Leuchtturmwächters fest gefalteten Händen die Knochen knackten, und wenn wir in ängstlicher Spannung den Versuch machten, vom Brückenkopf aus die Rätsel der Finsternis zu erspähen: so hatte die gemeinschaftliche Schweigsamkeit nur einen gemeinschaftlichen Gedanken: Wird er um die Landspitze kommen?

Und so lange die Finsternis andauerte; so lange jedes Fernrohr unnütz, jede Vermutung überflüssig war: so lange kreuzten und kreisten die Gedanken in fieberhafter Unruhe um denselben Punkt, den Punkt draußen auf dem empörten Meere. Wird der finstere, drückende und tauchende Schatten dort liegen, wenn die Blendlaterne des Mondes wieder ihr Streiflicht auf die anstürmenden Reihen wirft? Wird er draußen beständig fortfahren, die Reihen zu durchbrechen, bis er dahin kommt, wohin er will? Wird es gelingen? Wird er um die Landspitze kommen?

Wer war es? Man hatte verschiedene Meinungen darüber. Niemand hatte ihn drinnen vom Molo aus absegeln gesehen; er war plötzlich an dem Brückenkopf vorbeigejagt gekommen. Der Lootse hatte in demselben Augenblicke den schwarzen Schatten entdeckt, in welchem er vorüberjagte. Dann war der Mond hinter Wolken getreten, und als der Leuchtturmwächter das Boot wieder sehen konnte, war es bereits draußen in der brandenden See, ein gutes Stück weit, und wie das Boot hieß und wie der Führer hieß, das „könnten wohl nur Boot und Führer erzählen; aber wie lange sie es könnten, ja, das sei eben die Sache!“

Weshalb mußte er auch bei einem solchen Wetter hinaus? Der Sturm hatte ja an Stärke zugenommen, seit er das Land verließ, und sie wuchs mit jeder Minute. Weshalb mußte er's gerade in diesem Nachtsturm thun und welche Hoffnung hatte er, daß Boot und Takelage es aushalten, und daß Augen und Arme nicht vor der Zeit ermüden werden? Er mußte wohl heim; es giebt ja Zeiten und Augenblicke, wo man eine Sache muß, heim muß;

und dann kümmert man sich nicht ums Wetter. Oder er wollte vielleicht heim, wollte vielleicht gegen den Sturm segeln; es giebt ja Leute, in denen etwas von gigantischer Kraft niedergelegt ist, und die nur durch Widerstand und Hindernisse zu weiterer Anstrengung gereizt werden können. Er hatte vielleicht die gute Hoffnung des Starken. Hoffnung mußte er wohl haben, auf etwas mußte er wohl bauen, sonst wäre er ja kaum so weit hinausgekommen, den halben Weg bis zur Landspitze!

Und Meinungen und Vermutungen kamen und gingen unter uns gleich dem Gisch der Brandung und den Stößen des Windes. Und mutig kämpfte das Boot sich weiter gegen den Sturm und die brandende See. Auf die tiefen Wässer der Seele wirkte der Mond ein wie auf das Meer bei seiner Ebbe und Flut. Sowie die Finsternis die Oberhand gewann, wich das Blut ängstlich vom Strande des Herzens; wenn aber das Licht wieder angezündet wurde, schoß das Raß des Lebens warm und voll über das schwachtende Ufer. Zwischen Furcht und Hoffnung wurde ich hin und her geschleudert, und während ich nun so stand und in den finsternen, drückenden und tauchenden Schatten hinaus sah, nahm der Schatten in meinen Gedanken allmählich die Gestalt eines Wesens mit Leben und Bewußtsein an. Ich glaubte den Ursprung und die Entstehung dieses Wesens zu kennen; ich verfolgte seine Entwicklung Schritt für Schritt. Immer lebendiger, immer wirklicher, stand diese Vorstellung vor meinen Augen. Ein Born von Gedanken, Betrachtungen, Untersuchungen und Resultaten schoß in mir hervor. Und während es früher gegenüber dem Boote als solchem die rein universelle, menschliche Teilnahme gewesen war, welche sich bei mir geltend gemacht hatte, so kam nun ein eigenes, unbeschreibliches Gefühl hinzu, wie von einer Verpflichtung, einer Verbindung, einem etwas, das mich innig und unauflöslich an den finsternen Schatten draußen über der wilden See knüpfte. Ich preßte die Hand gegen die Stirne. Wer

konnte mir doch eine vollgültige Antwort geben auf meine eindringliche, meine ängstliche Frage! Ich blickte auf den Lootsen, auf den Leuchtturmwächter, auf die anderen um mich. Sie konnten mir freilich ebensowenig Antwort geben als ich selbst. Ich warf einen flehenden Blick zum Monde empor. Ach, er hat so viele flehentliche Blicke, so viele stille Gebete empfangen. Und immer ist seine Antwort dieselbe gewesen: Die Zeit, die Zeit, meine eigene Herrin und Meisterin, wird alles sagen, wird alles zeigen, wird über alle urteilen!

Zwischen den schweigsamen, ernstern Männern rings um mich herum, bei den finsternen, unbeweglichen Berppfosten, auf dem festgezimmerten Brückenkopfe blieb ich stehen und stierte hinaus in den Schatten. Die See schlug ewig, ewig gegen die Brücke. Das Licht von oben kam und verschwand auf der unermesslichen Fläche. Der schwarze Punkt draußen wurde kleiner und kleiner; immer schwieriger wurde es, dem Schatten zu folgen. Wer mochte wohl den Sieg davontragen? Ich hoffte, ich wartete, und dabei bebte es in meiner Seele: Wird er um die Landspitze kommen?

---

## Wie und wofür der Oberlootse eine Spieldose bekam.

Einer von den jungen Ästhetikern, welche im Fischerdorse Bäder für ihre Nerven gebrauchten — na ja, einer dieser jungen Ästhetiker sagte zu einer der jungen ästhetischen Damen, die ebenfalls im Fischerdorse Bäder für die Nerven gebrauchten:

„Soll ich Ihnen ein Exemplar von unseren Vorvätern zeigen, wie sie wahrscheinlich ausgesehen haben?“

„Welchen Vorvätern?“ fragte sie etwas unsicher.

„Nun, den Vikingern, Normannen, alten Hünen, und wie sie heißen!“ — Und er zeigte auf die Straße, wo eben der Oberlootse dahergeschritten kam.

Aber die junge Dame hatte sich etwas ganz anderes vorgestellt, etwas mit einer Rüstung aus der „Balkyrie“ oder aus „Baldemar“, \*) etwas Gürtlerarbeit und etwas mit einem zweigeteilten Bart und fliegenden Haaren, etwas, das anzusehen ist, wie ein „erhabenes“ Wort anzuhören ist, ein „etwas“, das klingt, wie eine Theemaschine glänzt, ein „etwas“, das sich ausnimmt, wie der Ton A auf einem gutgestimmten Klavier klingt.

Der Oberlootse maß drei und ein viertel Ellen. Inso-  
weit stimmte es. Auch seine Schulterbreite war ganz un-  
gewöhnlich. Aber der ergraute Bart war nicht zweitheilig,  
sondern kurz gestutzt, und endigte bei den tiefen Mund-  
winkeln. Bekleidet war der Mann mit einem groben,

---

\*) Zwei dänische pantomimische Schauspiele, die Stoffe aus der  
altnordischen Zeit behandeln.

blauen Jerseyhemde — zu einer Zeit, wo noch nicht die Damenmode sich mit Vorliebe auf dieses Stück herausfordernder Trikotage geworfen hatte.

Auf dem Kopfe trug er nicht den blinkenden Helm, sondern einen Filzhut mit niedergebogener Krämpe; er hielt kein Schwert in der Hand, sondern einen Eichenstock, und seine Füße stakten — was wohl das Schlimmste war — in gelben Wollstrümpfen und Holzschuhen.

Gleichwohl, wenn er seinen breiten Rücken aufrichtete und mit seinen wassergrünen, tiefliegenden Augen und niedergezogenen Brauen direkt auf einen Gegenstand oder eine Person blickte — so wich die Person ihm am liebsten aus.

Seine gerade, schmale Nase mit den stets etwas zitternden Nasenflügeln, und namentlich dieser geschlossene Mund, der mit einer in der Bewegung unglaublich feinen Linie gezeichnet war, dann dieses Kinn, mit einer Grube, als stamme sie von einer Verwundung durch einen Wurfspeer — geschlossen, eisenhart, unbeweglich: ja, es ist doch möglich, daß er drei-, viermal die ganze „Balkyrie“ — und „Baldemar“ dazu — auf sein Gewissen hätte nehmen können.

Durchaus nicht, weil er, oder als ob er, etwas von einem Kraftmenschen, einem Raufbold, an sich gehabt hätte. Man erzählte von ihm keine Großthaten in dieser Beziehung; man wußte bloß, daß er gräulich stark war.

Im Sommer, wenn die gute Laune insolge freundlichen Wetters sich von den Badegästen der ursprünglichen Bevölkerung des Dorfes mittheilte, konnte der Oberlootse förmliche Anläufe zur Geselligkeit machen; er konnte im Wirtshausgarten ein angebotenes Glas annehmen; und wenn dann eine frische Studentenstimme ein frisches Lied sang, so blinzelte und zwinkerte der Alte mit den Augen, und er neigte den Kopf ein wenig auf die Seite und erhob die Spitzen seiner Holzschuhe und endete mit einem kurzen Gestampf, worauf er das Glas erhob und mit einer

kombinierten Nummer von zwei verschiedenen patriotischen Liedern herausplatzte, einer Komposition, worin die Worte „Drossel“, „Nord“, „Frühling“, „milde Lüftchen“ und „des Waldes Quelle“ kaum dem Gehege seiner Zähne entkamen, um sogleich wieder zurückgerufen und in einem tiefen, tiefen Seufzer begraben zu werden.

Niemand, der den Oberlootsen kannte, nahm es ihm übel, daß er nach dem tiefen Seufzer das Glas von sich stieß, ohne Gruß sich erhob und ohne Adieu seiner Wege ging.

Zuweilen konnte diese seine Aufgewecktheit bei Gesang und Geselligkeit in plötzliche Ausbrüche wilder, ganz beängstigend wilder Lustigkeit umschlagen, wobei der alte Mann einen ausgelassenen „Keel“\*) strampfte und kurze, scharfe Schreie ausstieß, die sich in den Gesichtslinien wie ein Lachen ausdrückten, für das Ohr des Zuhörers aber ganz wie das Mahnungsgeschrei einer Wöve klangen.

War ein solcher Anfall vorüber, so war gleichzeitig auch der Oberlootsen verschwunden, und es vergingen Tage, an welchen er in absoluter Unsichtbarkeit gleichsam dem Einbruche seines Mangels an Selbstbeherrschung Zeit geben zu wollen schien, sich zu verwischen.

Dies geschah im Sommer, und der Sommer war sowohl des Dorfes wie des Oberlootsen gute Zeit.

Aber im Winter! . . .

Im Winter sah man so gut wie nichts von dem Alten außerhalb des netten, geräumigen Hauses, welches er allein mit Madame Paaske bewohnte.

Madame Paaske war weitschichtig mit ihm verwandt, kannte seine Gewohnheiten, kannte das Leben und war selbst aber von niemand gekannt, da sie niemals das Haus verließ. Die meiste Zeit in der langen Reihe von Jahren, in denen der Oberlootsen selbst als Witwer gelebt, hatte sie ihm, das wußten die Bewohner des Dorfes, die Hauswirt-

\*) Ein Seemannstanz.



schaft geführt, ohne so gut wie zehn Worte zu sprechen, weder mit ihm, noch mit jemand anderm. Man „wußte“ weiter, daß ihr Mann ein Barbier gewesen war und der vorigen Generation die Wangen geschoren, die zierlichen Sahnenkämme aufgesetzt und noch anderen kleine Dienste, im Leben wie im Tode, bei Krankheiten oder Entbindungen, erwiesen hatte. Im übrigen waren Madame Paaske's Verhältnisse verborgen und vergessen hinter einem dichten Schleier von Schweigsamkeit von ihrer Seite und mangelnder Neugierde von seiten des Dorfes. Sie war da, sie besorgte sein Haus, sie „tummelte“ ihn auf ihre stille Weise, und sie strickte. Das war alles; das war genug.

Im Winter gab es bei weitem nicht die Unterhaltung im Dorfe, wie im Sommer. Da war es geradezu traurig — besonders für einen Mann wie den Oberlootsen, der „aufgelegt“\*) hatte, und für den die Zeit zum allermindesten mit Siebenmeilenstiefeln ging. Der Oberlootsen las weder selbst die Zeitungen, noch kümmerte er sich darum, von anderen Leuten zu erfahren, was darin stand. „Ach, das ist gewiß alles ein dummes Gewäsch!“ pflegte er zu sagen, und damit war dieses Thema abgeschnitten. Vielleicht lag etwas Persönliches dahinter. Es hieß wenigstens, daß er, als er noch in Aktivität gewesen, in einer stockfinsternen Nacht, bei Regen und Schnee sowie starker Strömung, mit dem Schiffe, das er in den Hafen hineinlootsen sollte, dem Grunde etwas zu nahe gekommen sei. Der Fall war nichts weniger als ernst, er selbst war ein tüchtiger und angesehener Mann in seinem Fache, und die Geschichte war schnell vergessen nach vielen anderen kleinen und großen Vorfällen. Aber es ist anzunehmen, daß in dem einen oder anderen Blättchen über das Borgesfallene ein Bericht gestanden hat, der möglicherweise in einem einzelnen Ausdruck über das streng Nautisch-Zulässige gegangen ist.

\*) Seemannsausdruck: auflegen = ein Schiff außer Dienst setzen.

Von dieser Zeit her datierte sich jedenfalls des Oberlootsen Abneigung gegen die Presse in ihrer Gesamtheit. „Gewäsch“ war es; und er fügte bisweilen, gleichsam erklärend, hinzu: „Wenn sie doch selbst etwas von den Dingen verstünden, über welche sie schreiben!“

Der Winter im Dorfe war lang. Der Alte ging nicht ins Wirtshaus, als höchstens bei einzelnen, ganz feierlichen Gelegenheiten, wie wenn aus Anlaß eines Amtsjubiläums ein Festmahl arrangiert wurde — und dann war er selbst als Ehrengast und Jubilar eingeladen. An einem dieser Abende, sagte man, soll er ein Glas zu viel bekommen haben. Das war jedoch nicht der Fall. Sein plötzlicher Ausbruch von Lustigkeit war allerdings wilder als je zuvor; aber was das mit dem Glase betrifft, so hätte er leicht die ganze Jubelgesellschaft unter den Tisch trinken und selbst mit einem vollen Glase auf dem Ende seines Zeigefingers quer über die gefallenen Kämpen hin balancieren können. Nein, er war nicht das! . . .

Der Winter war lang und traurig im Dorfe, und der Alte blieb daheim in dem netten, geräumigen, etwas öden Hause, wo die Zeit so langsam vorwärts ging im Takt zu Madame Paaske's knitternden Stricknadeln.

In der Dämmerung öffnete sich bisweilen die Thür, die in den Garten hinausführte, der im Sommer voll Duft, voll Schatten und voll Üppigkeit war, und von Madame Paaske's sanften Händen gepflegt wurde, welche die Stricknadeln nur beiseite legten, um in Beeten zu jäten und Rosen aufzubinden. Aber jetzt war hier Schmutz und Schnee, und der Wind rüttelte raschelnd an Bäumen und Büschen, und eben der Wind war es, der den Alten vor die Thür lockte, um nach dem Wetter zu sehen.

Er hätte ebensogut das Wetter Wetter sein lassen können; er hatte ja nichts mehr auf der See zu thun, jetzt, da er mit dem Titel eines Oberlootsen sich zur Ruhe gesetzt hatte und das ganze Lootsengeschäft von dem Gehilfen besorgt

wurde, der sein kleines Ausguckhaus weiter unten am Strande hatte, ungefähr dort, wo der Bootschuppen auf dem geteerten Pfosten sein dunkles Dach melancholisch gegen die graue Einförmigkeit der Herbst- oder Winterluft erhob.

Es war aber einmal eine eingewurzelte Gewohnheit, hinauszufragen und Ausschau zu halten oder zu horchen; der Alte konnte sich nicht denken, daß das Wetter überhaupt Wetter sein könnte — selbst wenn es noch so schlecht war — ohne daß er so im Laufe eines jeden Abends ein paar-mal die Thür geöffnet hätte; und dann war außerdem diese Zeit damit vergangen.

Bisweilen konnte er auch einen Rundgang durch den Garten unternehmen, ja sogar einen ganz kleinen Abstecher außerhalb desselben machen, beinahe bis zum Strande hin-ab, um durch Wind und Schnee oder Regen zu horchen und zu stieren — aber ganz bis zum Bootschuppen hinunter kam er nur in der hellen Zeit des Frühjahrs und Sommers, wo man sehen konnte, was dieser Schuppen eigentlich vor-stellte, und sich nicht dumme und ungereimte Gedanken zu machen brauchte, ob es nicht etwa ein Schaffot, ein Richt-platz, etwas mit einem Radpfahl und Galgen, oder Gott weiß was, sein könnte.

Die Leute im Dorfe behaupteten indessen, daß der Alte nachtwandle, besonders gegen die graue, eisige Morgen-dämmerung hin. Er ging, nach der Erzählung dieser Leute, im Schlafe bis zum Bootschuppen hinab, wo er dann stehen blieb und auf den Wellenschlag oder das Brausen der See horchte; und wenn dann der Wind durch das lustige Sparr-werk des offenen Schuppens fuhr, hinauf unter die Hahnen-balken des Daches, wo Ruder- und Rundhölzer lagen und ein niederhängendes Masttauende hin und her klapperte — oder wenn in einer totenstillen, finsternen Nacht mit naß-falter Luft der am Tage gefallene Schnee sich in Klumpen löste und mit einem schweren Plumps niederfiel — dann fuhr der Alte zusammen, jammerte wie ein Kind und lief

eilig nach Hause zurück, wo inzwischen Madame Paaske aus ihrem Bette aufgestanden war und bereits dasaß, um ihn in Empfang zu nehmen.

Das waren eben nur Behauptungen. Und Behauptungen waren es auch, wenn erzählt wurde, Madame Paaske behandle ihn ganz so, als wäre er ein Kind, ungeachtet seiner überwältigenden Kräfte und der leidenschaftlichen Ausbrüche gewaltsamer Verzweiflung, welcher er sich nach jedem solchen Anfall von Mondsucht hingab. Sie zankte ihn ein wenig aus, mit einem einzigen wohlgewählten Worte, und hieß ihn schweigen; sie hatte die Nachtlampe angezündet, und sie saß neben seinem Bette und strickte und strickte, während ihre ruhigen Augen nicht von seinem hin- und herjagenden Blick wichen, der langsam erschlaffte, langsam ausgeglättet wurde — bis der Alte einschlief und erst nach Mittag erwachte.

Die besonders phantasiereichen Leute im Dorfe behaupteten überdies, daß sie von ihrem längst verstorbenen Gemahl, dem Augen Barbier, das Rezept von einer Salbe geerbt habe, mit der sie dem Oberlootsen die Augenlider bestreiche, so daß er davon in Schlaf ver falle.

Es soll ja immer eine Salbe sein, etwas Außerliches, das solche Wirkungen hervorbringt.

Abgesehen von diesem Punkte, verhielt sich übrigens in Wirklichkeit alles ziemlich so, wie es behauptet wurde. Der Riesenkörper des Oberlootsen stochte unter einer beständig nagenden Gemüthskrankheit dahin. Er suchte Hilfe in der Stadt, bei den berühmten Ärzten; und da es nichts half, suchte er Hilfe bei der weisen Frau; sie wurde meilenweit hergeholt — und ihr Honorar war überdies ebensogroß wie das für alle berühmten Ärzte zusammen. Es half ebensowenig. Madame Paaske, die aus Pietät für ihren verstorbenen Mann auf seiten der Ärzte stand und sich deshalb so lange als möglich gegen die weise Frau gestraubt hatte — Madame Paaske hatte bloß die Befriedigung, daß

die weiße Frau auch nicht helfen konnte. Und hierauf kam eine unglückliche Zeit für den Oberlootsen, wo die Reste seines alten eisernen Willens Tag für Tag verringert wurden unter den Bissen der Krankheit, unter den Kiefern dieses Raubtieres. Tagelang konnte er das Bett hüten, den Kopf unter der Bettdecke verbergen, dann sich aufrichten, ohne zu wissen warum, aus dem Bette gehen, ohne zu wissen wohin — und er konnte in einem Stuhl sitzen und schluchzen wie ein junges, krankes Mädchen, oder strampfen und schreien wie ein kleines, unartiges Kind — und Madame Paaske's einsilbiges Wort, ihr langer, zögernder, vorwurfsvoller oder mitfühlender Blick, das einschläfernde Knittern ihrer Stricknadeln — dies alles half nicht. Der alte Kiese war ein Kind geworden, ein unruhiges, beschwerliches, dabei willenloses Wesen, dem aber gleichwohl noch zu viel Willen, zu viele Kräfte übriggeblieben waren von einer rücksichtslosen Jugend und einem gebieterischen, barschen Mannesalter eines harten Charakters.

Einem Kinde gegenüber kann man schließlich seine Zuflucht zur Rute nehmen. Aber diese Zuflucht war ja der armen Madame Paaske versagt; und wäre sie auch in körperlicher Beziehung imstande gewesen, den Alten zu überwältigen — sie hätte es doch nicht über's Herz gebracht, ihn zu schlagen, obschon er selbst in den finstersten Augenblicken seiner Unbändigkeit nicht weit entfernt war, zu Handgreiflichkeiten gegen seine unermüdliche Aufseherin überzugehen,

Ein Mittel gab es doch, das bisweilen half; das war, wenn er durch Gesang Lust bekommen konnte, wenn er dann und wann trällernd in der Erinnerung nach einem Wiederhall der Melodien aus der kurzen, fröhlichen Sommerszeit tappen konnte. Unmöglich war es für einen Außerhalbstehenden, selbst für Madame Paaske, sich klar zu werden, was er eigentlich auf diese Weise innerhalb der Zähne summt und brummt; aber wenn ihn die Wildheit besiel, kamen auch diese einzelnen Worte hervor, die mit etwas

gutem Willen für eine Melodie gehalten werden konnten. Und endlich hatte er, als Zuflucht nach den allerfinstersten Stunden, aus einem alten ungebundenen Schiffsandachtsbuch ohne Titel sich einige Strophen zusammengefunden, zu denen er mit dem Pantoffelabsatz auf dem Boden den Takt schlug. Es war sein Leiblied und lautete also:

Und ist der Leib, und ist der Leib  
Gelegt ins Grab hinein,  
So wird er wie das lichte Gold —  
So glänzend und so rein:  
Und weiß von keinen Schmerzen mehr  
Bei Herr Gott Gebaoth!

Es nimmt von uns der liebe Gott  
Dann alle Erdenqual,  
Und trocknet uns die Thränen ab  
In seinem Freubensaal:  
Und auch der Tod ist dann nicht mehr  
Bei Herr Gott Gebaoth!

Wozu bemerkt werden muß, daß dieses Wort „Gebaoth“ deutlich und bestimmt hervorgehoben wurde, mit starkem Nachdruck und vielen, sorgfältigen Wiederholungen; es war, mit seinem fremden Klang, seinen räthselhaften „Buchstaben“, ein Kleinod für den Oberlootsen geworden. Es war gleichsam die Summe der Poesie und der religiösen Grundtöne der Strophen. Er wußte nicht, was Poesie war, er sprach nie von Religion; er ging nicht einmal in die Kirche; er wäre „ein allzugroßer Sünder“, sagte er. Aber durch die wehmütig=altertümlichen Worte dieser Weise und an diesen mystischen Namen sich klammernd, sang der Oberlootse seine Andacht heraus und verlieh seinem Drang nach Trost und Selbstbeschauung Worte.

Doch auch diese innere und äußere Musik war in Gefahr, von der Krankheit verschlungen zu werden, je länger diese andauerte und je mehr das Übel überhand nahm. Finsterer und finsterer wurde es für den alten Riesen,

schwieriger wurde es für ihn, eine Melodie zu seinen Worten oder Worte zu seiner Melodie zu finden. Madame Paaske war schon nahe daran, ihn aufzugeben.

Da las sie eines Tages etwas in einer Zeitung, die sie in das Haus eingeschmuggelt hatte. Es war eine Annonce, durch welche das musikliebende Publikum unterrichtet wurde, daß man da und dort in der Stadt, in Folge außerordentlich glücklicher Verbindungen mit dem Auslande, zu einem billigen Preis eine überaus gute Spieldose bekommen könne. Es gab Dosen von allen Arten und Größen; darunter waren besonders einige — und zwar nicht von den mindesten — welche sich ganz vorzüglich eigneten für „Leute auf dem Lande und Personen, welche an Schlaflosigkeit leiden, oder welche häufig in gedrückte Gemüthsstimmungen verfallen.“ Einrichtung und Inhalt solcher musikalischer Wunderwerke waren in der Annonce genau beschrieben; da gab es z. B. Spieldosen „neuester Schweizer Konstruktion, mit doppeltem Einsatz, mit türkischer Trommel zur Mazurka, mit zwei Glockenspielen, mit Orgelklang, mit Himmelsstimmen und Halleluja.“

Türkische Trommel, Halleluja und Himmelsstimmen! Madame Paaske fühlte gleichsam, daß von hier die Hilfe kommen müsse. Eine solche Vereinigung des Unterhaltenden und des Feierlichen — das mußte für das Gemüth des Kranken ein Heilmittel sein.

Der Preis war „billig“. Ach ja; aber für den kleinen Haushalt und besonders bei des Oberlootsen krankhafter Furcht, eine einzige überflüssige Dre auszugeben, war der Preis geradezu schwindelnd hoch. Der Alte meinte beständig, daß der Tag kommen müsse, an dem er auf diese oder jene Art seiner kleinen Pension beraubt werden würde. Irgend jemand würde entdecken, daß bei ihm etwas „nicht in der Ordnung“ sei; er käme dann in die Zeitung, und der König würde seine Hand ausstrecken und ihm die Pension nehmen. Alles, was auf irgend eine Weise davon erspart und ab-

geknickt werden konnte, sollte einen kleinen Notfonds bilden für den Tag, wo dieser Schlag ihn treffen würde.

Madame Paaske sann, grübelte und rechnete. Vielleicht konnte für ein ganz kleines Spielwerk Geld beschafft werden? Aber nein! Himmelsstimmen, Trommel und Glockenspiel mußten es sein — sonst würde die Wirkung ausbleiben. Ein kleines Spielwerk machte nur eine geringe Wirkung; so logisch dachte Madame Paaske.

Und nun begann von ihrer Seite ein kleiner Krieg, ungeheuer fein und taktisch geführt, in Bruchteile einer Dre ausgerechnet, mit Indianerlist gegen Brot, Milch, Butter und Zucker, all' die notwendigsten Bedürfnisse eines knappen Haushaltes. Als das notwendigste aller Bedürfnisse stand ja jetzt die Spieldose in dämmernder Ferne. Es war das Ziel, das erreicht werden mußte — und es wurden alle möglichen Schlaubeiten und kleinen Kniffe benutzt mit dem scharfen Blick des Weibes für Umwege und Ausflüchte. Die redliche Madame Paaske zitterte bisweilen ganz leise, wenn sie darüber nachdachte, mit welchem Netz von Hinterlisten sie sich Tag für Tag umgab; aber sie hielt aus und stand fest, wie der Staatsmann, dessen Gewissen zusammenfällt mit dem Wohle des Staates; sie unterwarf sich der zunehmenden Grämlichkeit und dem Mißtrauen des Alten, sie nahm seine prüfenden Seitenblicke und direkten Beschuldigungen hin, wenn zwischen ihnen die Wochen- oder Monatsrechnung abgeschlossen werden sollte. Sie lieferte ihm endlich ein Haupttreffen, als er das alte, schiefe, von Mühe und Anstrengung ganz krummgebeugte Dienstmädchen fortjagen wollte, den einzigen Dienstboten, der die langen Jahre hindurch in der harten Arbeit an Madame Paaske's Seite hatte aushalten können. Madame Paaske erklärte mit einem bestimmten Schlag ihres Zeigefingers auf den Tisch, daß Sidse Malene sie nicht betrüge, sondern daß er, der Oberlootse, nicht mehr rechnen könne!

Da ging er hinaus in den Holzschuppen und spaltete



Brennholz, so daß die Splitter in die Lehmwand Löcher bohrten; hierauf legte er sich zu Bette und blieb ein paar Tage lang liegen; er sang aber diesmal nicht, weder Vaterlandslieder noch Gebetbuchverse.

Wochen und Monate vergingen; es wurde ein Winter von der Art, wie wir ihn so gut kennen, und wie wir ihn vielleicht am ungernesten sehen: rauhkalter Wind, Regen, Thauschnee, der sich zusammenballt und niederplumpft, dann ein paar Tage scharfes Frostwetter und wieder Finsternis, Regen und rauhkalter Wind. Man könnte in einem solchen Winter aus der Haut fahren, und was mußte derselbe dann erst für einen Kranken, wie den Oberlootsen, sein?

Er nahm immer häufiger seine Zuflucht zum Bette, um so dahin zu liegen und die Zeit verstreichen zu lassen, die Decke über das Gesicht zu ziehen, zu seufzen und zu jammern. Madame Paaste konnte ab und zu einen kleinen vorübergleitenden Seitenblick für ihn haben, je mehr Wochen verstrichen; aber das sah er nicht. Er hatte Mißtrauen gefaßt zu der einzigen Person, welche er bisher, so mürrisch er sich auch gegen sie zeigen konnte, als die Zuverlässigkeit und Rechtschaffenheit selbst betrachtet hatte. Und er schätzte die Rechtschaffenheit hoch; er hatte sein ganzes Leben lang streng nach den strengen Forderungen gelebt; umsomehr litt er jetzt darunter, daß er sich in seinem eigenen Hause betrogen sah — von der letzten Person, an die er sein freudenloses Leben geknüpft hatte.

Er litt. Er hatte beständig auf diese Weise gelitten. Beständig hatte er den Drang gehabt, Wesen in seinem Umgang zu lieben; aber dann hatte er dieselben Forderungen an sie gestellt wie an sich selbst, und im selben Grade höhere Forderungen, als die Personen innerlich an ihn geknüpft gewesen waren . . .

Er litt beständig unter der Erinnerung, und es nahm kein Ende; es wurde nun immer schlimmer und schlimmer; am allerschlimmsten aber wurde es, wenn er die geschärfteste

der Fragen gegen sich selbst richtete: ob er doch nicht Klinge zu hart gewesen wäre?

So lag er drinnen in seiner Kammer, an diesem finsternen, rauhkalten Winternachmittag, wo der Wind beständig durch den Schornstein mit ihm plaudern wollte, und wo er nicht einmal Madame Paaske rufen mochte; denn sie war ja nun falsch und betrügerisch; sie betrog ihn, sie bestahl ihn; sie gedachte ihn vielleicht auch noch in eine Zeitung zu setzen — und was denn? — daß er verrückt oder in jedem Falle untauglich sei, Titel und Pension zu haben!

Er hatte die Decke vor dem Gesicht. Und immer wieder tummelte er in seiner Erinnerung die Dinge, mit denen er sich schon tausendmal abgegeben, und die er hatte fesseln und binden wollen, während sie ihm doch die Macht genommen hatten:

Da war der älteste Knabe; sein Stolz, seine Freude. Aber der Knabe hielt sich zu sehr an die Schürze der Mutter, und die Mutter war weich, gutmütig, sorglos; auch war sie vom Bauernlande, wo man den halben Tag mit einem Halsterstrick in der Hand herumgeht und keine andere Gefahr kennt, als wenn ein Gewitter über dem Hofe aufzieht. Der Knabe wollte beständig hinein ins Bauernland, und der Vater wollte ihn beständig im Boote haben. Mutter und Sohn trafen auf der einen Seite zusammen, der Vater allein auf der anderen. Es kam zu Gewalt und Zwang gegen Verzärtelung und kleine Hinterlisten. Des Knaben Gemüth war weich, mit einem Hang zu stillen Zerstreungen und gleichmäßigen kleinen Freuden, am liebsten im Verkehr mit Tieren, von welchen er Pferde leidenschaftlich liebte. Der Vater aber gehörte einem uralten Seemannsgeschlechte an. Der Sohn mußte zur See und hierauf in den Lootsendienst. Der Sohn kam auch zur See, aber bald wieder zurück. Neuerdings Gewalt und Zwang, neue Verzärtelung und Hinterlist. Der junge Mann wurde zum zweitenmale fortgeschickt; er kam nicht wieder zurück.

Aus Briefen, welche er der Mutter schrieb, ging hervor, daß ihm das Leben des Seemanns widerlich, daß ihm der Umgang mit rohen Matrosen und rücksichtslosen Vorgesetzten unerträglich sei; er war von seinem Schiffe in einen amerikanischen Hafen desertiert, war aufgefangen und bestraft worden, war neuerdings desertiert, und endlich hatte ein Frauenzimmer sich seiner angenommen. Sein weiches Gemüth hatte eine Zuflucht gebraucht; unerfahren im Leben, mit naiven Vorstellungen, welche die See noch nicht Zeit gehabt hatte einzusalzen, war er in den Hafen der ersten offenen Arme eingelaufen, welcher sich ihm zeigte. Mehr erfuhr man von ihm nicht; aber nach Berichten von Landsleuten war es unzweifelhaft, daß er in Not und Elend zu Grunde gegangen war.

Inzwischen war der jüngere Sohn geboren worden und herangewachsen. Der Schmerz und die Enttäuschung über das Mißgeschick des älteren wurden beim Vater zurückgedrängt durch noch größere Strenge gegen den jüngeren. In dem Gemüthe dieses Knaben waren die Natur des Vaters und die der Mutter vermischt, und er wurde bald zu dem einen, bald zu der anderen hingezogen, so daß er gegen die Härte des Vaters Zuflucht suchte bei der Mutter, und gleichwohl gegenüber den Schwächen der Mutter, die durch die Erschütterung von der Todesnachricht noch vermehrt wurden, etwas von des Vaters spöttischer Laune zeigte, die sich zu abweisender Kritik über ihre allzu überhäufenden Liebkosungen steigern konnte.

Auch dieser Knabe mußte zur See. Nur dieser einzige Beruf schien dem eifrigen, furchtlosen Lootsen eines Mannes würdig zu sein. Der Vater wußte nichts, oder jedenfalls nur sehr wenig, von Vikingern und Normannen; hätte er die Geschichte dieser seiner Stammväter gekannt, so würden seine tiefliegenden, wassergrünen Augen wahrscheinlich von doppeltem Stolz gesunkelt haben, indem er dem Knaben von ihnen erzählte und sagte: So einer sollst du werden!

Der Knabe hatte in der Schule ganz gewiß von den alten Seehelden gehört; allein in seiner Natur lag eben etwas, das ihn auch gegenüber diesen glänzenden Gestalten kritisch machte. Er fragte sich beständig im stillen, wie viele Wikinger auf der See in den flachen, halboffenen Schiffen umgekommen seien, ehe das Land der Reichthümer, die winkenden Küsten des Ruhmes, erreicht wurden? Und er ging weiter: er dachte darüber nach, wie im ganzen genommen allzu viel Seeleute umkämen — darunter auch die Lootsen miteingerechnet. Es war nicht eine besonders unehrenhafte Furcht bei ihm; er besaß beiläufig den durchschnittlichen Mut von Knaben, die an der See geboren werden und aufwachsen. Aber er hatte nicht des Vaters Überschuss an Standesstolz und Todesverachtung, und dieser Mangel bedeutete für den Lootsen dasselbe, wie eine Aufforderung, bei jedem gegebenen Anlasse zu prügeln oder einzusperrn. Der ängstliche Blick der Mutter sah, was sich hieraus wahrscheinlich entwickeln werde. Ihre Gesundheit war erschütttert, ihre Kräfte erschöpft in diesem Zusammenleben mit einem unbeugsamen Manne, den sie ursprünglich geliebt, der aber nie die Rücksicht des Einverständnisses gegen sie gehabt hatte. Sie fühlte, daß ihre Tage gezählt waren, und sie rief ihren Mann, den Oberlootsen, zu ihrem Bette hin und sagte:

„Ich muß sterben!“

Er antwortete nichts, schien aber erstaunt und etwas ratlos zu sein.

„Was wirst du mit dem Knaben anfangen?“ fragte sie.

„Zur See!“ lautete die Antwort.

„Wie unser erster?“ fragte sie mit thränenersickerter Stimme.

Er winkte abwehrend mit der Hand.

„Wenn ich gestorben bin, wer wird sich dann des Knaben und des Hauses annehmen?“ fragte sie.

„Ich selbst werde mich des Knaben annehmen; ich brauche kein Weib im Hause!“ lautete die Antwort.

Sie suchte seine Hand; er gab sie ihr; sie sagte:

„Madame Paaske ist Witwe geworden; das weißt du?“

Er nickte und schwieg.

„Sie hat dich immer lieb gehabt; das weiß ich. Sie ist mit ihrem Barbier nicht glücklich gewesen, war aber eine brave Frau. Hättest doch du sie bekommen.“

Er schlüttelte den Kopf.

„Wenn ich tot bin“ — fuhr sie fort — „sollst du Madame Paaske das Haus hier besorgen lassen. Sie wird gut sein gegen den Knaben und . . .“

„Nein!“ unterbrach er sie barsch und zog die Hand zurück.

Sie blickte ihn stehend an, und hierauf starb sie.

Der Junge wurde zur See gesandt. Er machte eine lange Reise mit oder zwei; dann kam er wieder heim. Er äußerte sich nicht darüber, ob er Lust oder Abneigung zur See bekommen habe. Hierauf trat er in den Lootsendienst ein, um sich in des Vaters Kielwasser hinaufzudienen.

Es ging und es ging nicht. Es gab beständige Reibungen zwischen den beiden, beständige kleine Zusammenstöße, unterbrochen von einzelnen größeren Treffen, wo des Vaters Hand auch einmal schwer auf des Sohnes Nacken fiel. Der junge Mann hatte Sinn dafür, Schiffe aufzutakeln, zu zeichnen, ein wenig Violine und Harmonika zu spielen, am allerliebsten aber bei Faschingsaufzügen und Dilettantenvorstellungen in der nahen kleinen Hafenstadt mitzuwirken. Es steckte eine Künstlernatur in dem Sohne des Oberlootsen. Der Vater nannte ihn einen Taugenichts. Immer größer wurde die Kluft zwischen ihnen, erweitert durch die täglichen Spatenstiche in Heftigkeit und Jugendllichkeit, Grämlichkeit und Sorglosigkeit, Brutalität und Trotz, und vielleicht hätte doch eines einzelnen Tages Versöhnlichkeit noch eine Brücke schlagen können vom Jungen zum

Alten; denn tief drinnen hinter der harten Schale liebte der Vater diesen Sohn, liebte auch seine Unbesonnenheiten, die nur seiner eigenen Natur allzu fremd waren; und dieser junge, wohl ein wenig leichtsinnige Bursche, der bald zu viele Freunde bekam, er trug in seinem Herzen Respekt vor der alten Teerjackete, deren Mut und Tüchtigkeit schätzen zu können, er gerade selbst Seemannserfahrung genug hatte. Aber er war ein zu schroffer und einseitiger Repräsentant seines Standes. Die einzelnen glücklichen Augenblicke verstrichen unbenutzt, unversucht; es war kein Vermittler da, der beschwichtigen und ausgleichen konnte; das Haus war leer und traurig, der Vater suchte im Boote Zuflucht und der Sohn im Wirtshause; und so ging es, wie es ging . . .

Und an diesem traurigen, finsternen Winternachmittag lag der Oberlootse und wartete auf den Anbruch der schlaflosen Nacht.

Er schlug sich mit den Gedanken herum; sie zwangen ihn, auf das melancholische Geseul des Windes zu hören; er hätte so gern einer Melodie gelauscht, einer Musik, die ihn von den Gedanken hätte abziehen, dieselben mildern, ihm Ruhe verschaffen können — wenn auch nur für eine einzige Stunde. Aber der Wind heulte ihm ins Ohr, daß er verurteilt sei, die Gedanken durchzugehen in ihrer ganzen Unruhe und Trostlosigkeit.

Er mußte in seiner Erinnerung alles hervorholen, was seinen ersten Sohn betraf, wie er von daheim fortgetrieben und welches Schicksal ihm beschieden worden war. Und der Tod der Mutter, und was sie gesagt, wie ihr Blick so vorwurfsvoll und flehend auf ihm geruht hatte — dem harten, vielleicht allzu harten Mann: er mußte dies alles, alles durchgehen.

Nein! Er war, wie er war; und sie war, wie sie war. Die Menschen können ja nicht alle gleich sein, und wenn man seine Pflicht gethan sein Leben hindurch, was für ein

Recht hatten da die Menschen, oder höheres als die Menschen, so — auf diese drückende Weise, mit Vorwürfen zu kommen?

Aber dann war das letzte; und das letzte war das schwerste . . . Er wollte auf diese Gedanken nicht eingehen, sie sollten ihn in Frieden lassen!

Sie wollten nicht. Der Wind heulte. Er sollte, er mußte das Ganze vor seinen Augen sehen . . . Es war der jüngere Sohn, und er war immer weiter in den Morast hinausgeraten, wo man so leicht und rasch den einen Fuß ausstreckt, und von wo sich zurückziehen es diese übermenschlichen Anstrengungen kostet. Der Vater hatte ihn körperlich gezüchtigt und ihn vom Heim fortgewiesen. Er war zurückgekommen, hatte Buße und Besserung versprochen und war wieder in Gnaden aufgenommen worden. Dann hatten sie wieder gebrochen, und der Sohn war mit einem Fluch davongejagt worden.

Und da war es dann an dem finsternen Winterabend, daß der zerlumppte Landstreicher an die Thür geklopft hatte. Der Vater hatte geöffnet und in das Gesicht gestiert, das sich ihm zeigte. Der Sohn hatte gefleht und gebettelt — nur um ein Nachtlager.

„Du kannst hinuntergehen und im Bootschuppen liegen, oder du kannst auch zum Teufel gehen!“ hatte der Vater gerufen und die Thür zugeschlagen.

In der Nacht hatte er in seinem eigenen warmen Bette gelegen und sich herumgeworfen. Woher oder wie, das konnte er nicht entscheiden, aber es waren ihm Gedanken gekommen, welche gefragt hatten, ob Vaterliebe Verzeihung und Geduld oder bloß Familieneitelkeit oder Selbstzufriedenheit sei.

Gegen das Tagesgrauen hin war der Alte aufgestanden und durch den Wind und rauhkaltten Nebel zum Bootschuppen hinabgegangen, und als er hineintrat, war er angehaucht gegen . . . ach Gott, es war ein toter Körper, es

waren die Füße des Landstreichers, die in den durchlöcher-  
ten und schmutzigen Stiefeln schlaff niederhingen. Er stieß  
einen Schrei aus und blickte empor. Der Sohn hatte sich  
zu oberst unter dem Hahnenbalken aufgehängt.

Neben dem herabgeschnittenen Körper war der Vater  
selbst zu Boden gesunken, als Sidse Malene des Morgens  
mit dem Schiebkarren kam, worin sich Gerätschaften und  
Proviant für die Bootsleute befanden. Auf ihren Notruf  
hatte der Oberlootse sich erhoben, die Lippen zusammenge-  
bissen und durch die Zähne gebrummt: „Führe das Was  
da auf dem Schiebkarren hinaus an den Strand oder wo-  
hin du willst — nur nicht zurück in mein Haus!“

Selbst war er heimgegangen, mit festen, langen Schrit-  
ten, ohne darauf zu achten, was um ihn herum gesprochen  
wurde. Er hatte sich eingeschlossen und mehrere Tage hin-  
durch kaum einen Bissen Brot gegessen, und er lag auf  
seinem Bette, die Hände um seinen Kopf geschlungen und  
mit aufeinandergebissenen Zähnen, als Madame Paaske in  
seiner Stube stand.

„Was wollen Sie?“ fragte er barsch.

„Ich will bloß sagen, daß er begraben ist, und nun bleibe  
ich hier!“

Hierauf hatte der Oberlootse sich umgewandt und war  
in ein thränenloses Schluchzen ausgebrochen, in dem er  
fast erstickte. Und dann war die Zeit verstrichen, wie sie  
später verstrich.

\* \* \*

Und hier lag er nun, der Alte, und wartete auf den  
Anbruch der schlaflosen Nacht. Und so sollte es fort dauern,  
Tag für Tag und Nacht für Nacht, in dem öden Hause,  
wo alles, was er lieb gehabt hatte, alles, woran seine Hoff-  
nungen geknüpft waren, von ihm genommen, zermalmt,  
vernichtet worden war, so wie nur das Leben seine eigenen  
Werke zu vernichten vermag — und alles, ohne daß er es



verdient hätte wegen schlechten Wandels, Schwäche des Gemüthes, Ausschweifungen, Pflichtversäumnis. Und die letzte Person, die in sein Haus gekommen war, dieses Frauenzimmer, von dem sein Weib noch diese lächerlichen Worte gesagt hatte . . . Ha, ha! Er lachte wild auf. Die Söhne hatte er verloren; ihre Mutter ebenfalls; und nun ging dieses „brave Weib“ hier herum und benützte seine schwindenden Kräfte, um ihn zum Besten zu halten, ihn zu bestehlen . . .

Aber damit sollte es ein Ende haben. Er wollte — er wollte . . . Er wußte selber nicht was; er setzte sich auf mit geballten Händen und stierte vor sich hin in die Finsternis, und er hörte den Wind heulen — beständig dieses verdamnte Heulen, das dem Menschen nicht für zwei Schilling Ehre und Tüchtigkeit im Leben übrig ließ!

Da hörte er Madame Paaske in der Stube nebenan herumkrachen. Es war Licht darinnen, und die Thür war nicht geschlossen. Sie war ihm in diesem Augenblicke so widerlich, daß er ihr hätte ein Schimpfwort hineinrufen können. Aber nun hörte er einen knackenden Laut. Was zum Teufel! sollte sie die Bornholmer Uhr aufziehen? Das hatte er ja schon selbst zu Mittag gethan . . . Aber was ist das? Es sang jemand drinnen! — nein, man spielte — man läutete mit Glocken — man schlug die Trommel! Unmöglich! War er nun vollständig verrückt geworden? . . . Er stemmte die Hände um den Kopf und an die Ohren. Als er wieder losließ, erklangen so herrliche Töne — gleichsam als kämen sie von den Wolken herab — gleichsam — gleichsam . . . Er hatte gar keinen Vergleich bei der Hand, denn er hatte niemals etwas gehört, das solchen Tönen gleichen konnte. Er sank zurück; alles zerschmolz in seinem Innern, alle Wolken, alle Gedanken. Der Oberlootse weinte wie ein Kind. Und als er ausgeweint hatte, stand er auf, ging zu Madame Paaske hinein und begann vor der köstlichen Spielboxe zu tanzen.

Als er getanz hatte, nahm er Madame Paaske's Hand, drückte sie stark und legte sie über seine beiden Augen und über seinen Mund. Er sprach nicht das Wort „um Verzeihung“, und sie sagte auch nichts. Sie waren es ja gewohnt, die Worte zu sparen in dem kleinen Haushalt; und nun verstand er, wie und weshalb sie gespart hatte. Und er begann nun auch etwas zu verstehen von den milderen Mächten im Leben, die vielleicht doch zuletzt die stärksten sind.

## Ein gemüthlicher Winkel.

Es war zu der Zeit, da wir noch meinten, zu Weihnachten verwandelten sich mit einem Schlage alle Menschen und würden zu Kindern — artigen Kindern. Wir vermochten uns nicht vorzustellen, daß es anders sein könnte. Schlechte Menschen? Unartige Kinder? An dem einzigen Feste, das sich im Gemüthe des Kindes fest eingewurzelt hat? Nein, das war unmöglich! Wir wurden Erwachsene und fanden, daß es doch möglich war. Ist denn die Welt so schlecht? Wahrscheinlich nicht. Will man gehörig auf den Grund gehen — auch an den feichtesten Stellen — so wird man die Keime finden, aus denen sich jener Kinderglaube entwickelt zwischen „Zöllnern und Sündern“ — — —

Das Haus konnte eben noch von den Zollbeamten der kleinen Stadt besucht werden. Denn ein Zollbeamter darf beinahe in jede Behausung eintreten, die in der Nähe des Hafens gelegen ist. Und das Haus wurde denn auch von ihnen besucht. Es gehörte Herrn Siegfried Haase, einem kleinen Manne mit einer großen Nase und einer sehr dicken Ehehälfte. Das Paar betrieb ein Wirtsgeschäft für Seeleute und nahm auch die „besseren“ Schiffer in Logis, solche nämlich, welche mit Kohle und Brennholzladungen von England und Norwegen kamen. Um Nacht-Fischerbootschiffer kümmerte man sich weniger; aber man nahm sie doch auch in der Stube unten zur Rechten auf. Die Stube links von der Eingangsthür hieß „die Gemüthlichkeit“, und dahin kamen die Zollbeamten und einige wenige von Herrn Haase's privaten Freunden. Oben befanden sich eine größere Stube, sowie einige Kammern, in denen die Schiffer logierten. Die Bedienung wurde hier von drei Mädchen besorgt.

Herr Haase hatte es nicht sehr gern, wenn er schlicht und recht „der alte Haase“ genannt wurde. „Man ist entweder Herr, oder man ist auch nicht Herr,“ pflegte er zu bemerken, wobei er stets nach jedem dritten Worte etwas zu verschlucken schien. Am allerwenigsten konnte er's leiden, wenn man ihn „Bater Haase“ nannte. Nur den liebsten Gästen unter den besten Schiffern räumte er dieses angemessene Recht ein — und dann mußte er überdies in ungewöhnlich guter Laune sein.

Dies war aber selten der Fall. Der Zustand des Geschäftes war nicht mehr so blühend wie ehemals; knappere Zeiten, höhere Steuern, ein neuer Bürgermeister, der in gewissen Punkten strenger war als der alte. Herr Siegfried Haase hatte in diesem seinen Geschäfte wirklich einmal gehabt, was er selbst mit Vorliebe einen „gemütlichen Winkel“ zu nennen pflegte, aber die Zeiten ändern sich!

Es gab ein Mittel, ihn aus seiner gewöhnlichen Verbrießlichkeit zu bringen; aber dasselbe mußte mit Vorsicht angewendet werden. Siegfried Haase hatte, wie die meisten Menschen, sein Steckenpferd; er liebte es von seinen Reisen zu erzählen.

Er hatte alles in allem wohl drei gemacht; die erste zum Teil über Land, nämlich nach Hamburg, von wo er sein jetziges Weib, Minna, mit dem Schmeichelnamen „die Kükenmutter“, geholt hatte. Von dieser Reise sprach er seltener; denn Herr Haase hatte einen starken Sinn für Gemütlichkeit, aber nicht weniger auch für Respektabilität, und böse Zungen behaupteten, daß Minna von St. Pauli draußen herstamme, wo man natürlich gute Lebensgefährtinnen finden kann, wo man solche aber doch seltener sucht. Die beiden anderen Reisen waren Seefahrten gewesen: das Segeln ging Herrn Haase über alles, und er konnte es sich, nach seinen eigenen Worten, nie verzeihen, daß er nicht längst „auf das Geschäft gepfiffen“ habe und „Mann an Bord“ geworden sei, statt jetzt . . .

„Na, na!“ unterbrach ihn Madame Haase mit starkem Accent. „Du bist ja Mann in deinem Haus, das weiß ich.“

„Ja, du hast recht — Tod und Teufel, ja — die Gemüthlichkeit geht über alles — dürftig, aber anständig — willkommen, meine Herren, in unserem kleinen Winkel!“

Worauf Madame Haase mit ihren in Fett schwimmenden Augen gerade vor sich hinblickte und mit ihrer Stricknadel sich unter dem flachanliegenden Ohrgeflecht kratzte, während Herr Haase selbst einen neuen bestellten, warmen Grog mischte; denn dieser „Willkomm“ war die stehende Kundgebung, daß eine Ordre gehört worden war und befolgt werden mußte.

Dieser Nachmittag — es war nicht viel über vier Uhr — war ungewöhnlich schwer und drückend gewesen. Madame Haase saß und schlummerte hinter dem kleinen Schantisch in der „Gemüthlichkeit“, und Haase saß ebenfalls und stocherte seine Zähne mit einem Bleistifte; wenn er sie gestochert hatte,kehrte er den Bleistift um und biß in denselben.

Es war mehr als Dämmerung, es war fast ganz finster; und draußen fiel der Thauschnee, vermischt mit Regen, und beide wurden von einem gleichmäßigen Südwest nach der kleinen Stadt hinab gejagt, und es war, als hätten sie sich ganz besonders die Fensterscheiben der „Gemüthlichkeit“ ausersehen, um darauf zu klatschen, mit großer Ausdauer an den äußeren Sprossen sich festhaltend und in unregelmäßigen Bahnen langsam am Glase hinabtriefend, so daß es bald ebenso schwierig ward von innen hinaus, wie von draußen hinein zu sehen durch die Fenster des Herrn Haase.

Es war ein Wetter, um in der Stube zu sitzen, und doch zeigte niemand Lust, die „Gemüthlichkeit“ aufzusuchen. Und dann war es der Weihnachtsabend, der auf diese Weise herannahte.

Nicht, daß Siegfried Haase über diesen Punkt weicher-

zig wurde. Weihnachten pflegt jedes Jahr zu dieser Zeit zu kommen! sagte er zu sich selbst; und dann wurde nicht mehr über den Text gepredigt. Aber langweilig war es, daß keine Gäste kamen — nicht einmal der alte Zollassistent. Er wenigstens hätte jetzt wohl hereinsehen können. Wo er sich jetzt wohl herumtreiben mochte?

Und Haase erhob sich, öffnete die Thür zur Hinterstube und rief mürrisch:

„Paula, komm' herein und zünde die Lampe an!“

Er gab gleichzeitig, der Ordnung halber, seiner Ehehälfte einen Puff; aber diese schlummerte in ihrem Fette weiter.

Paula kam herein. Ein junges Mädchen in Schlappschuhen. Man hörte das Geräusch; ein Stuhl wurde hervorgezogen, jemand stieg darauf, rieb ein Streichhölzchen ab und zündete die Hängelampe an.

Das Streichhölzchen flog wie ein kleines Johanniswürmchen weit durch die Stube hin und fiel so nahe an Haase's Füßen nieder, daß ihr Eigentümer sie laut knurrend an sich zog. Nun konnte man das Mädchen sehen, nachdem es vom Stuhle gesprungen war.

Unter Mittelgröße, schlank, eben erst entwickelt, etwas eckig noch und ein wenig schlotterig; das Haar auf die mehr herausfordernde als kleidsame Art in die Stirn hinein gebürstet und oberhalb der etwas zusammengezogenen Brauen nach einem Strich abgeschnitten. Es war etwas von einem kleinen russischen Pferde in diesem Gesicht; ein wenig wild, ein wenig störrig, lebhaft, energisch, aber alles zusammen abgedämpft, zurückgehalten — alles in allem ein gutes kleines Tier; kommt nur darauf an, welche Erziehung es erhalten hat und ob der Herr das schwierige Ding zusammenbrachte, gleichzeitig durch Erziehung zu zähmen und durch Liebe zu gewinnen.

Von Erziehung war vorläufig nicht viel vorhanden, und was die Liebe betrifft, so . . . na ja, reden wir nicht von

so außerordentlichen Dingen im „gemüthlichen Winkel“ des Ehepaars Haase.

Woher das Pflegekind stammte? Eine große Frage. Paula stammte — Gott weiß von woher. Vater Haase hatte sie vielleicht gefunden, bekommen, gekauft oder eingetauscht. Man soll mit Fragen in dieser Richtung nicht zudringlich sein. Das war ja der Fehler des neuen Bürgermeisters, daß er so zudringlich war. Unter dem Regimente des alten Bürgermeisters ließ man die Kinder das Licht der Welt erblicken, so gut sie es konnten. Das Paar Haase besaß sie nun einmal. Die Ehe war kinderlos, und Haase liebte die Kinder; so bekamen sie Paula — gegen irgend eine Vergütung. Und „die Gemüthlichkeit“ blühte, bis der alte Bürgermeister sich zu Tode trank, oder in eine Irrenanstalt kam, oder auch unter privater ärztlicher Behandlung starb, oder alles zusammen.

Existiert nicht ein schwedischer Frauen- und Leihbibliotheksroman, der „Die Rose auf der Distelinsel“ betitelt ist? Ja, es giebt einen solchen. So könnte das Mädchen in Bezug auf diese Sache recht gut die Rosentospe, und „die Gemüthlichkeit“ die Distelinsel sein. Ein wilder Schöfpling war sie, und lebhaft ging es zu auf der „Insel“; aber Paula besaß in ihrer Natur etwas von dem, was aus irgend einem verborgenen Grunde keinen Grünspan ansetzt, nicht anläuft. Sie las beinahe nie ein Buch — also auch kein schlechtes. Ihre Phantasie blieb im Gleichgewicht; man nannte ihr von Kindesbeinen auf die Dinge bei ihrem rechten Namen; das kann glückliche und unglückliche Folgen haben; bei ihr brachte es eine gewisse Nüchternheit unter den Eindrücken hervor. Sie sah und hörte daheim mancherlei, was sonst die Schulmädchen sich aus Büchern zusammenlesen, einander zuflüstern oder erraten. Sie ging ganz allein in die Schule weiter unten in der Gasse bei einer ältlichen Frau, die Madame Ask hieß, die „Puppenmadame“ genannt und für halbverrückt gehalten wurde.

Diese Frau schnitt in Glanzpapier weiße Silhouetten aus von jungen Mädchen mit hoher Frisur in Flechten und sehr kurzem Leibe, und schwarze Profilbilder von Offizieren mit Federn auf dem Hute, Säbel an der Seite und Sporen an den Stiefeln. Sie hatte wohl in ihrer Jugend so eine Geschichte gehabt, so eine von diesen vielen, vielen Geschichten, von denen die Stadt einen Monat lang spricht, um es dann der betroffenen Person zu überlassen, sich den Rest ihres Lebens über daran zu erinnern. Zuerst war es ein Offizier, dann ein kleines Kind, dann wieder der Offizier, der versezt wurde, und das Kind, welches starb; dann die Mutter, die einen rohen Menschen heiratete — der ebenfalls starb, und endlich die ältliche Frau, welche Papierpuppen ausschneidete und kleine Mädchen im Säumen und Lesen unterrichtete.

Die Puppenmadame hatte sehr wenig Schülerinnen und zuletzt nur die einzige, Paula. Madame Ask war ja „halbverrückt“! Würde sie sonst den ganzen Tag über dasitzen und Puppen ausschneiden und dieselben ringsherum an den Wänden ihrer zwei kleinen Zimmer aufleben? Das war freilich keine Tapete für ein Schulzimmer. Aber das Pflegekind der „Gemütlichkeit“ nahm keinen Schaden davon; und dazu kam noch, daß Madame Ask so billig war.

Paula nahm auch wirklich nicht den geringsten Schaden hier. Die Puppenmadame sprach äußerst wenig und niemals von ihren Puppen. Paula bekam gar nichts Schwarz auf Weiß, was sich zu einem Roman eignen konnte; ganz unwillkürlich bildete sie sich selbst eine Lebensbetrachtung, nach welcher alle jungen Mädchen rein und weiß sein und mit Flechten gehen, alle Offiziere aber notwendigerweise schwarze Seelen sein mußten. Das letztere übertrug sie, nach einem eigenen mißtrauischen Instinkt und gestützt auf Erfahrungen von daheim allmählich auf das ganze männliche Geschlecht. Die Flechten aber gab sie zu Gunsten der Stirnhaare auf.



Im Hinterhofe des Hauses, in dem Madame Ast wohnte, hauste ein ältlicher Mann, der Kristen Gräber genannt wurde oder hieß. Er war wirklich einmal „geistlicher Bediensteter“ gewesen — es war im Cholerajahre — und er sah noch aus, als ginge er für gewöhnlich mehr mit den Toten als mit den Lebenden um. Gruselig waren die Geschichten, welche andere, nicht er selbst, darüber erzählten, wie er damals „mit den Leichen umging, dieselben halbtot aus den Häusern schleppte, auf den Mistwagen schmiß, nackt auf dem Schubkarren hinausführte und zuletzt liegen ließ, wo sie lagen, da ihrer zu viele wurden“. Er schien die Anwendung von Wasser gar nicht zu kennen, weder zu innerlichem noch zu äußerlichem Gebrauch; in seiner Eigenschaft als Trinkwasser war es ihm geradezu ein Greuel. Vielleicht waren dies Erfahrungen, die er während der Epidemie gemacht hatte; sicher ist es, daß er daselbe nie trank. Dafür trank er aber Spiritus — und zwar reichlich.

Er hatte einen Sohn und ein Pferd. Der Sohn war Seemann und hieß Peter; das Pferd war eine Stute und hieß Lise. Kristen Gräber hatte im Hinterhofe einen Schuppen, in den er Lise einstellte, und einen kleinen Arbeitswagen, dem er Lise vorspannte. Er lebte davon, daß er unten im Hafen auf zufälligen Verdienst Fuhrmann war. Seine meisten Mahlzeiten genoß er in Gesellschaft mit dem Tiere, und wenn man hinzuflügt, daß er regelmäßig seinen Rausch im Schuppen hinten ausschloß, so geht daraus wohl hervor, daß Kutscher und Pferd unzertrennliche Genossen waren. Eine Peitsche, eine richtige Peitsche, um damit zu schlagen, hatte er niemals besessen. Es war ein erprobtes Freundschaftsband, das die beiden Wesen miteinander verknüpfte, ohne daß sie darüber weiter nachdachten. Eines Tages war Kristen während eines Rausches vornüber vom Wagen und zwischen Lise's Beine gefallen. Augenblicklich blieb sie stehen, spreizte die Beine auseinander, wandte den

Kopf zurück und hierauf, mit einem schwachen Blinzeln der Augen, gegen einen Vorübergehenden, der Kristen wieder auf den Wagen hob und heimbrachte. An einem anderen Tage war der Fuhrmann zu Fuße fort gewesen; er kam heimgesegelt und öffnete die Thür des Schuppens. Lise stand am Stallbaum und drehte den Kopf nach ihrem Herrn. Er begann: „Ja, nun glohstest du mich an, Lise! Du glaubst, ich sei besoffen; ja, ja! Es hilft nichts, daß du den Kopf schüttelst — ich weiß ganz gut, was du meinst. Du meinst, ich sei ein Schweinepelz. Gott helfe mir, ja, das bin ich auch!“ Hierauf begann er zu weinen und streckte sich sodann hin in die warme Streu. Und Lise stand mit einem hängenden und einem aufgerichteten Ohre da und schaute nieder auf ihren schwachen Herrn.

Sein Sohn hieß, wie gesagt, Peter. Ein vierschrötiger, unfreundlicher, wortkarger Bursch. Die Mutter wusch in fremden Häusern. Sie wurde von einem Kessel voll siedenden Wassers, der auf sie herabstürzte, verbrüht und starb daran. Die Erschütterung von dieser Begebenheit, meinte man, war der erste Anlaß zu Kristen Gräbers Trunksucht. Er selbst gab „der Cholera“ die Schuld. Der Junge trieb sich am Hafen herum, reichte Ziegelsteine, spielte niemals mit den anderen Knaben, ließ sich von den ganz kleinen prügeln und warf eines Tags einen großen Klausbold einem Pudel ins Wasser nach, den man unter raffinierten Grausamkeiten zu ersäufen versuchte. Beide, der Hund und der lange Bengel, wurden gerettet. Der Pudel erhielt seine Freiheit, der Bengel noch eine Züchtigung von Peter, der hierauf von einem Nachtschiffer, welcher der Vorstellung beigewohnt hatte, als Küchenjunge aufgenommen wurde.

Peter und Paula trafen das erste Mal bei Madame Ask zusammen. Das Mädchen war ungefähr sechs Jahre alt, der Junge sechs bis sieben Jahre älter. Er meinte, noch nie etwas so Sonderbares gesehen zu haben, wie dieses kleine, magere, trozige Ungetüm, zu dessen glimmendem

Feuer in den grauen Augen er sich gleichzeitig hingezogen fühlte. Er verehrte ihr ein Messer; sie schnitt ihn damit, um es zu versuchen, in das Ohrläppchen. Hierauf gab er ihr eins auf den Kopf, sie spuckte ihn an; sie waren jedoch gleich wieder ausgesöhnt, nachdem die Gemüther sich ausgerast hatten.

Der Schiffer vertauschte seine Nacht mit einer Galeasse, und Peter machte seine erste Reise über die Nordsee. Als er heimkam, nachdem er in Hartlepool für die totale Enthaltbarkeit gewonnen worden war, beratschlagte er sich mit Madame Ask über die Trunksucht des Vaters. Die Puppenmadame meinte, daß in dieser Sache weiter nichts zu thun sei. Die Gewohnheit sei zu tief eingewurzelt. Peter ließ eine solche Macht, wie die „Gewohnheit“, durchaus nicht gelten. Auf seine wortkarge Art und mit einer rührenden Ausdauer machte er sich an sein Bekehrungswerk; aber das Resultat blieb aus. Kristen Gräber legte die feierlichsten Gelübde ab, brach dieselben, bereute es, weinte und — trank wieder. Peter kam es vor, als habe er in seinen jungen Tagen ein altes Kind bekommen, dessen Erziehung große Mühe kostete. Der einzige Lichtpunkt unter diesen Familien-sorgen wurde ihm Paula.

Er machte kleine Reisen und legte Geld beiseite, ob-schon die Feuer schmal genug war; und jedesmal, wenn er heimkam, fand er, daß das Ungethüm menschlicher geworden sei; sie begann Form wie ein reifes Mädchen zu bekommen; sie war launenhaft und unvernünftig wie ein Kind; sie trieb es ihm bunt genug, aber er vermischte sie, wenn er von ihr fort war, und als sie aus der Obhut der Puppenmadame genommen wurde, überwand er seine Scheu vor der „Gemüthlichkeit“ und ging dahin.

Er kam und ging; da aber seine Zecher im verkehrten Verhältnisse zu seinem langen Sitzen in stierender Schweigsamkeit stand, und da er, nach der Meinung des Ehepaares Daase, auch bisweilen anderen würdigeren Gästen den Platz

versatz, wurde, nach einigen kleineren Scharmützeln, beschlossen, ihm die Hauptschlacht zu liefern.

Paula mußte einige Tage in der hinteren Stube bleiben, und als Peter endlich ein langes Schweigen mit der Frage nach ihr brach, räusperte sich Herr Haase und erklärte, daß Paula sich überhaupt nicht mehr zeigen werde; „es gäbe da nicht länger etwas nachzuschobern.“

„Ich schnobere nicht!“ sagte Kristens Gräbers Sohn ruhig.

„Ich muß mir Unverschämtheiten in meinem eigenen Hause verbitten!“ sagte Herr Haase und machte einen Wurf mit dem Kopfe nach der Thür hin.

Madame Haase saß in ihrem Fett und betrachtete den jungen Seemann. Sie gähnte, rieb sich mit zwei dicken, weißen Fingern an der Seite, lächelte freundlich und sagte: „Bettelvolk!“

Peter erhob sich, legte die Bezahlung für sein Glas Sodawasser auf den Tisch, nahm seine Mütze und blickte vom einen zum anderen. Dann sprach er:

„Es scheint mir, daß ich hier ungelegen bin?“

Die beiden Haase nickten.

Peter fuhr fort:

„Ich nehme eine Feuer nach Amerika oder hinein nach China, wo es Geld zu verdienen giebt. Ihr denkt natürlich daran, Paula da drinnen an einen eurer „Kapitäne“ zu verkaufen, die an den Mädchen oben nicht genug haben. Na, damit hat es wohl noch gute Weile. Eine solche Ware muß ihre gewissen Jahre haben, wenn sie ihren Preis halten soll. Ihr dürft noch nicht, und es giebt auch wohl niemand, der schon ein Anbot macht; sie ist ja nicht so anscheinend. Ich werde mich beeilen — so sehr, als ein Mensch kann. Sollte ich bei meiner Rückkehr sie nicht in dem Stande finden, daß sie auf ordentliche Weise meine Frau werden kann, so mache ich euch beiden ein Donnerwetter, wie es ein gleiches in dieser verfluchten Spelunke bis dahin nicht gegeben hat.“

Dann ging er.

Erst einige Minuten später erhob sich Herr Siegfried Haase und schlug auf den Tisch mit einem: „Da soll einen doch . . .“

„Es ist zu spät, du Lump!“ sagte die „Rückenmutter“, und dachte darüber nach, wie hübsch der Bursche im Grunde ausgesehen.

„Hatte mir's doch mit gedacht mit'm Junge,“ murmelte sie bei sich selbst. Und sie dachte zurück an die Zeit ihrer Jugendliebe — eines Ewerführers, den sie anbetete und der sie prügelte.

Peter reiste; zuvor aber schrieb er einen Brief, welchen er seiner Vertrauten, der Puppenmadame übergab. Paula erhielt den Brief und las ihn oft und oft durch, etwa ein halbes Jahr lang. Dann zerriß sie ihn eines Tages in Stücke, bereute es aber hinterdrein und schrieb ihn wieder aus dem Gedächtnisse nieder. Die Kopie bewahrte sie sorgfältig, obschon sie keine eigenen Schubladen für sich hatte. Junge Mädchen — und alte nicht minder — finden immer einen sicheren Aufbewahrungsort für Briefe, auch wenn sie keine Schubladen besitzen.

\* \* \*

Und so war es Weihnachtsabend in der Dämmerung.

Die Hängelampe war angezündet. Herr Haase saß mit mürrischem Gesichte an einem Tische, seine Hälfte saß halb= schlummernd neben dem Schanktisch, und seine Pflegetochter saß hinter dem Schanktisch und las in einem Almanach mit Holzschnitten — Ritter, altnordische Weiber, noch mehr Ritter und noch mehr altnordische Weiber. Da kamen Gäste.

Als die Thür sich öffnete, blickte Haase auf. Es war der Zollassistent, der einen Fremden mitbrachte — ein Fang!

Der gemüthliche Zöllner und Sünder! Unstreitig sehr gemüthlich in beiden Eigenschaften. Junggeselle, Lebemann,

soweit es die Gage erlaubte, keine vorgefaßten Meinungen von genierender Art; lustig, sehr lustig. Die Stadt wußte immer etwas Neues von ihm zu erzählen. Am letzten Geburtstag hatte ein Kollege ihm telegraphiert: „Gratuliere, alter Bursch; wie lebt man?“ Die Antwort lautete: „Danke, übertrete täglich alle zehn Gebote; hoffe dasselbe von dir.“

„Guten Abend, Vater Haase!“ rief er. „Brillantes Wetter, was? Guten Abend, Rückenmutter — Guten Abend, kleiner Paul; noch nicht verheiratet? Darf ich vorstellen: Kapitän Tarm, ein häßlicher Name, was? aber ein flinker Gesell — ein slotter Gesell! soeben mit „Maria“ aus Hull einclariert!“

Der fremde Schiffer war ein junger Mann von verborbenem Äußeren, ganz hübsch, bleich, das Gesicht jedoch verunstaltet durch einen verwelkten Mund; einer von diesen Söhnen aus guter Familie, welche eine schwache Mutter und ein von Geschäften ganz in Anspruch genommener Vater, um einen letzten Versuch zu machen, auf die See geschickt haben.

Kapitän Tarm verlangte eine Flasche Portwein und auch ein Glas „für die Kleine dort!“ Paula blickte ihm auf ihre eigentümlich prüfende Art in die Augen, zog die Brauen ganz leicht zusammen und blätterte weiter in ihren Rittern.

„Paula!“ schnarrte Herr Haase. „Bringe Wein für den Herrn Kapitän!“

Der Kapitän lächelte dem Zollassistenten zu, und dieser blinzelte wieder auf den Wirt in der „Gemütlichkeit“: es sei wirklich ein Fang, das; da heiße es Acht geben!

Nach der ersten Flasche folgte natürlich die zweite. Sie wurde in Gemeinschaft aller getrunken. Paula trank mit, beteiligte sich aber nicht an dem Gespräche. Kapitän Tarm bezeugte ihr die Aufmerksamkeit, ihr von Zeit zu Zeit auffordernd zuzulächeln. Sie nickte, stieß ihr Glas an das seine mit gleichgültiger Miene, glättete ihre Stirnhaare und

sah ihn an, als hätte sie schon viele seines Schlages gesehen und auch ihn nicht unterhaltender gefunden als die anderen.

Er begann sich sichtlich für sie zu interessieren.

„Das war deine erste Seereise, Vater Haase — die mit dem schwedischen Kompaß!“ sagte der Zollassistent, als die dritte Flasche auf den Tisch kam.

Siegfried Haase schmunzelte, wie es seine Gewohnheit war, halb idiotisch, halb piffig, und sagte unter einigen Krümmungen des Oberkörpers: „Ach, die dumme Geschichte; da soll ich nun wieder ausgelacht werden!“

„Unterhaltung muß sein!“ rief Kapitän Larm, dem der Portwein und das Blut in die Wangen stiegen.

„Wenn du nicht willst, so will ich!“ sagte der Zöllner, und er erzählte: Herr Haase wäre im Grunde ein großer Seemann, und seine erste Reise sei eine Ausfahrt mit einer kleinen Schaluppe vom Hafen hier gewesen. Ein Kaufmann habe die Schaluppe nach Stettin befrachtet und Haase als den verantwortlichen Führer aufgenommen. Er sei damals erst kurz verheiratet gewesen, und das Haus habe starken Zuspruch gehabt. Als er nun im Begriffe stand, den Hafen zu verlassen, kamen einige Spaßvögel der Stadt zu Madame Minna, wie sie damals hieß, gelaufen und fragten sie ganz atemlos, was für einen Kompaß Haase am Bord hätte. Madame Minna wurde ganz verduzt; es hätte kürzlich eine Versteigerung der Güter eines gestrandeten schwedischen Schiffes stattgefunden, und Haase habe einen Teil davon erstanden. Sie eilen mit ihr im schnellsten Schritte nach dem Brückenkopf hinaus, und Haase passiert eben vorüber, stramm aufgerichtet am Steuerruder des Deckbootes stehend. Er winkt mit der Hand. „Siegfried!“ ruft sie. „Leb' wohl, Weib!“ sagt er. „Siegfried, mein Gott, hast du einen schwedischen Kompaß?“ „Ja wohl,“ antwortet er, etwas unruhig. „Ach, du kannst doch mit einem schwedischen Kompaß nicht nach Deutschland fahren!“ . . .

Er wendet nun und läuft wieder in den Hafen ein, um den Umtausch zu bewerkstelligen.

Kapitän Tarm lachte, der Zöllner lachte, Paula runzelte ihre Brauen, und Herr Siegfried Haase beeilte sich, selbst von seiner nächsten Reise zu erzählen. „Es sei so besser!“ meinte er.

„Ja, sehen Sie; der Zöllner da will geru auf Kosten anderer den Lustigmacher spielen. Aber wie erging es mir, als ich im Nebel segelte! Da ist, bei Gott, die Berechnung schwierig, und hernach können einem die Freunde leicht alles verdrehen; aber, wie gesagt, es ist nicht so leicht zu berechnen, weder Zeit, noch Ort, noch Abtrift — wie Sie nun hören sollen. Denn man hatte damals gleichwohl Zutrauen zu mir, und so geschah es, daß einige Seelente aus Rostock, die bei mir logierten, heimfahren sollten; es gab aber damals noch kein Postschiff wie jetzt, und ich erbot mich zum Führer, und wir verproviantierten das Deckboot und verließen den Hafen, und wir segelten und segelten, und es fiel Nebel, und dann frage ich sie, auf deutsch natürlich, wie weit sie wohl dächten, daß wir gekommen seien. Und sie meinten, daß wir den Kurs verloren hätten und uns bei Krö befänden, und ich nehme neuen Kurs, und wir segeln und segeln, und wir zehren tüchtig vom Proviant, und es vergeht die Nacht, und am nächsten Tag nach Mittag bekommen wir Land in Sicht. Das muß Rügen sein, meinte ich, und die anderen ebenfalls. Nun war unser süßes Wasser aufgebraucht, und ich, der ich deutsch spreche, gehe in die Zolle mit unserem Wasserfasse und rudere nach dem fremden Lande. Und durch den Nebel hindurch sehe ich undeutlich einen Mann, der mit einer Flinte über der Schulter längs des Strandes dahingeht. Das ist wohl der deutsche Strandläufer, denke ich; und ich rudere sehr vorsichtig, und er geht auch sehr vorsichtig, und wir beobachten einander sehr genau, und dann rudere ich gerade auf ihn los und hebe das Wasserfaß empor und rufe: „Wasser!“



Er legt auf mich an, ich werfe das Faß weg und rufe: „Pardon, gute Freunde — mir schießen.“ Und wie ich so mit ihm parlamentiere, ruft er auf gut seeländisch: „Was zum Teufel treibst denn du da, Vater Haase? . . .“

„Wir waren also nicht weiter gekommen als zwei Meilen die Küste hinunter zum Strandfeld von Riisegaard, und der Bauer von Riisegaard selbst war es, der ausgegangen war, um Seehunde zu schießen.“

Nach dieser Geschichte wurden vom Zöllner und dem Kapitän andere, weniger unschuldige, Geschichten erzählt, und dann wurde Cognak vorgeschlagen.

Und während all dessen hatte der Kapitän seinen Plan entworfen — und auch Haase den seinigen. Kapitän Tarm fand den Cognak ungenießbar; er hätte am Bord einen ganz ausgezeichneten, den die beiden Herren bei ihm versuchen mußten. Er dachte sich Vater Haase hier als den Beschützer der Tugend; er dachte sich den Beschützer gut vertaut in der Kajüte am Bord der „Marie“ und sich selbst als Sieger nach der „Gemüthlichkeit“ zurückkehrend, an deren Schanztisch die „Rückenmutter“ wieder schlummerte. Herr Haase fürchtete seinerseits weder Cognak zu Lande, noch Cognak zu Wasser. Wenn er nun seinem Gaste willfahrte und mit ihm an Bord ging, so hatte er ihn nur um so fester in der Hand. Siegfried Haase sollte nicht allein nach seinem Neste und dem kleinen Lockvogel darin zurückkehren!

Was den Zöllner betrifft, so witterte dieser, daß „lustige Streiche“ in der Luft lagen. Er ging unter allen Umständen mit.

Und so gingen sie denn.

Der Kapitän warf Paula einen zärtlichen Blick und ein gebildetes „Au revoir“ zu. Das letztere verstand sie nicht, das erstere beantwortete sie damit, daß sie ihm den Rücken zukehrte. Als sie sich wieder mit gleichgültiger Miene umwandte, war sie allein in der Stube.

Allerdings war auch Madame Haase da; allein sie schlief fest. Paula schöpfte Atem und schluckte den Tabakqualm und den Spiritusdunst. Sie pflegte sonst nicht tief über die Dinge nachzudenken; aber diese Lust kam ihr ungewöhnlich widerlich vor, und ihr Kopf war geradezu leer von all dem dummen Geschwätz. Sie wurde durchaus nicht sentimental; sie verlangte nicht nach ihren Rittern im Almanach; die langweilten sie im Grunde; sie verlangte — vielleicht am meisten nach ihrem Rätzchen; und dieses war gestern weggelaufen.

Da ging die Thür auf, und ein stockfleckiges, rotes Gesicht zeigte sich auf einem daherwankenden Leibe. Es war Kristen Gräber. Er konnte kaum sprechen! er machte nur ein Zeichen, und Paula schenkte ihm einen Schnaps ein, den er nach kurzem Murmeln austrank.

„Jetzt bekommt Kristen nichts mehr heute Abend!“ sagte sie, als sie ihm zum zweitenmale das Glas hingereicht hatte. Er seufzte, wühlte in seiner Westentasche und zog ein zusammengefaltetes Papier hervor.

„Das ist — von Madame Ask — von Peter! — Mußt nicht — böß' sein — hab's schon — ein paar Tag' — in der Tasche!“

Sie öffnete und las den Brief schweigend und ohne eine Miene zu verändern. Er war vor vierzehn Tagen in Liverpool geschrieben; und es stand darin, daß Peter jetzt heimkommen werde, und daß er drinnen in China Glück gehabt habe. Sonst nichts.

„Kommt er heim?“ fragte der Vater.

„Ja,“ antwortete Paula.

„Dann bekomm' ich — noch Schnaps?“

„Nein!“

„Leb' wohl!“

Und er taumelte fort, etwas murmelnd, daß er anderswohin gehen werde.

Sie stand mit dem Briefe in der Hand auf der einen

Seite des Schantfisches und sah einen Augenblick verstohlen auf die Schlafende auf der anderen Seite. Die „Kükenmutter“ schnarchte in ihrem doppelten Sinn. Paula legte die Stirn auf den Schantfisch; sie war so erregt, so weich, so . . . ah, sie wußte selbst nicht, was; sie stampfte mit ihrem kleinen Fuße, horchte auf einen kleinen Lärm oben und — ja, sie wollte Gesellschaft haben. Sie verbarg den Brief in dem Busen, sie ging zur Thür hinaus und die Treppe hinauf.

Oben saßen im vordersten Zimmer die drei Mädchen Fernanda, Cecilie und Bertha — recht niedliche Namen. Sie hatten eine kleine Petroleumlampe auf dem Tisch und Groggläser vor sich; in jedem Glase eine sonderbare gläserne Stange, ähnlich dem Stößel in einem Mörser. Es roch nach Arrak.

Der Lustigkeit konnte man sie nicht beschuldigen.

Fernanda, eine vierschrötige Brillnette mit einem Papa-geischnabel, zeigte verdrießlich auf ihr Glas und sagte:

„Du, Paula, kannst du nicht etwas mehr „Beleuchtungsflüssigkeit“ für uns erbeuten?“

„Schicke uns lieber die Kapitäne herauf!“ sagte Cecilie, eine heftische Blondine mit Wollperücke.

Bertha sagte nichts. Sie saß und betrachtete gedankenvoll das Deckblatt eines Cigarrenstimpfchens, in dem sie Feuer zu erhalten suchte. Sie war die Älteste.

Paula war nachdenklich. Ihr kleiner russischer Pferdekopf war so voll, gerade jetzt. Da gab es so viel, worüber sie so gern gesprochen hätte, worüber sie sich Rat holen wollte — und es war ihr doch unmöglich, sich diesen Mädchen mitzuteilen. Gleichwohl wollte sie nicht hinabgehen. Hier war wenigstens ihr eigenes Geschlecht; dieses war, wie es auch sein mochte, besser als das der Männer.

Da entstand plötzlich im Gange unten ein Gepolter; man hörte hohe, lärmende Stimmen; sie kamen die Treppen herauf, und herein durch die weit geöffnete Thür

schwankten Herr Kapitän Larm und Herr Siegfried Haase in brüderlicher Vereinigung, gleich betrunken, gleich rot im Gesichte, trotz der ursprünglichen Verschiedenheit in der Gesichtsfarbe. Der Zollassistent folgte hinter ihnen. Er lachte wie ein Puter und rief: „Putz, putz!“, und es begann nun im Zimmer eine wilde Jagd, wobei die Mädchen kreischten, während Paula, von ihrem unbändigen Anbeter in eine Ecke gedrängt, diesem unerschrocken die Nägel ins Gesicht drückte.

„Ich rufe nach der Polizei!“ schrie sie, beinahe überwältigt.

„Hier ist die Polizei!“ antwortete eine männliche Stimme; und Kapitän Larm wurde beim Nacken gefaßt und zu Boden geschleudert, während alles plötzlich verstummte.

Paula blickte vor sich hin. Es war Peter; eine bärtige, mit Duffel bekleidete, amerikanische Ausgabe von Peter; er war es.

Er nahm sie sanft bei der Hand und zog sie mit sich. Sie glättete ihre Stirnhaare und folgte ihm, ohne zu fragen und ohne sich umzusehen. Sie war furchtlos gewesen während des Kampfes, sie war im Gleichgewicht bei der Entführung.

Er wandte sich bei der Thür um und warf diese praktische Bemerkung hin:

„Ich war zuerst beim Bürgermeister, bevor ich diese Sachen hier ordnete. Wenn jemand weitere Auskunft über die Dinge haben will, so kann er sich an die Ratsstube wenden. Adieu!“

Sie sprachen nicht zusammen, als sie ins Freie kamen. Das Wetter war wirklich abscheulich, die spärlichen Lichter waren ausgelöscht; sie drückte sich dicht an ihn an; er schlang den Arm um sie.

„Na — Paula . . .“ begann er, wußte aber nicht weiter. Sie nahm seine Hand. Das wäre Antwort genug,

meinte sie, obschon sie nicht recht wußte, worauf es die Antwort sein sollte. Sie gingen zur Puppenmadame.

Hier saßen sie beisammen, die Puppenmadame, Paula und Peter. Der letztere begann mit einem kurzgefaßten Bericht über seine Reisen, blieb aber bald stecken. Er nickte Madame Asf zu und erhob sich:

„Sie werden vielleicht Paula davon erzählen — so wie wir übereingekommen sind; ich will indes ein wenig fortgehen um etwas Weihnachtsgrün zu kaufen — und einige rote Lichter — und ein paar Kleinigkeiten für das Nachtmahl.“

Er ging. Im Sofa bei ihrer alten Lehrerin saß Paula. Sie stützte das Kinn mit den Händen, sah vor sich hin, und mied den ruhigen Blick der Puppenmadame. Sie sah die „Gemüthlichkeit“ vor sich wie in einem Nebel von Tabakqualm und Spiritus, sah das Ehepaar Haase, sah die drei armen Wesen oben, dachte vielleicht zum erstenmale tiefer über die Dinge nach, begann mit den Augen zu blinkeln und lehnte sich unwillkürlich gegen die Puppenmadame. Und zum erstenmale in ihrem Leben weinte Paula.

„Na — na, mein liebes Mädchen!“ tröstete Madame Asf. „Es wird ja alles gut, Peter macht noch eine Reise, und dann wirst du seine Frau, wenn er heim kommt. Unterdessen wohnst du bei mir!“

„Soll ich wirklich?“ fragte die Junge und küßte sie.

Und die beiden Weiber begannen flüsternd miteinander zu sprechen. Und die weißen Silhouetten blinkten auf sie hernieder von der Wand. Die schwarzen hingen im Schatten.

„Aber — Kristen Gräber — soll er bei uns wohnen?“ fragte das Mädchen.

Die Puppenmadame schwieg. Und sie schwiegen beide.

Peter wandelte draußen in der Finsternis durch die kotigen Gassen. In den kleinen, niedrigen Häusern konnte man hier und da ein bescheidenes Licht hinter den zusammengehefteten Rattunvorhängen sehen. Bisweilen hörte man

Kinderstimmen. Peter mußte an der „Gemütlichkeit“ vorüber. Es war kein Licht in der Gaststube, wohl aber oben, und es schien, daß man auch dort sich über die Dinge geeinigt hatte, nachdem die richtigen einander gefunden. Lärm gab es wenigstens genug.

Peter drückte den Hut fest in die Stirn, und arbeitete sich gegen Wind und Schnee um die Ecke nach der Hauptgasse, wo der große Kaufmann sein erleuchtetes Haus und seinen erleuchteten Laden hatte.

Als er dann mit seinen Paketen unter dem Arm heimkehrte, ging er nicht durch die Hausthür, sondern durch den Thorweg hinein. Es war ein schwerer Gang für ihn; aber er wollte hinüber nach dem Schuppen und der kleinen Kammer.

Im Schuppen war es finster. Lisi stampfte dumpf gegen die morschen Bretter. Es war auch finster in der Kammer. Peter seufzte und ging zurück über den Hofplatz. Da straukelte er über etwas — einen liegenden Gegenstand — einen Menschen.

„Kommt heraus mit Licht!“ rief er laut.

Die beiden Weiber kamen heraus. Beim Eingange zur Thoreinfahrt lag Kristin Gräber mit dem Gesichte gegen die Steine.

Sie hoben ihn etwas auf; er war schlaff und leblos; sie drehten ihn um. Er war tot.

„Gott sei Dank!“ sagte der Sohn ganz leise.

Seine Augen begegneten denen Paula's. Über dem Unheil, dem Verderben und dem Laster fanden sich ihre Hände in einem stummen, festen Druck. Paula strich sich die Stirnhaare aus dem Gesichte. Sie erinnerte sich, daß Peter sie darum gebeten und gesagt hatte, daß die ordentlichen Mädchen nicht so gehen.

Und sie war zu einem ordentlichen Mädchen geworden — und auch zu einem erwachsenen Menschen an diesem Weihnachtsabend.

## Sie starb und wurde begraben.

Sie waren drei Geschwister; zwei erwachsene Burschen, Julius und Jakob, und dann das Mädchen: Ane.

Die Eltern waren tot, der Vater auf der See ertrunken und die Mutter im Bette gestorben — an etwas „Inwendigem“, hieß es.

Julius und Jakob fischten zusammen im Boote des Vaters — dem Einzigen, was von ihm wieder zum Vorschein gekommen war. Julius glich dem Tordenskjold auf den Blindhölzchenschachteln; er lachte gewöhnlich, ausgenommen wenn etwas ganz Ungewöhnliches Ernst erheischte; und dann lachte er hinterdrein doppelt, um sich zu entschädigen. Er war fleißig, flink, und sprang wie eine Katze bei jeder Arbeit. Doch, wenn er die Gelegenheit wahrnehmen und sich ein paar Minuten Ruhe gönnen konnte, saß er, krumm nach vorne gebeugt, und hielt sich die Seiten, wie ein Mann der Magenschmerzen hat. Er lachte über dies oder jenes, gleichgültig was, wenn er nur lachen durfte. Seinem Magen fehlte nichts; er artete dem Vater nach.

Jakob hatte die Mutter beerbt. Er war wortkarg, verdrossen, zäh bei der Arbeit, schwer zum Lachen zu bringen. Es war „inwendig“ etwas nicht in Ordnung! Aber die Notwendigkeit zwang ihn und trieb ihn an; die beständige schwere Arbeit härtete ihn ab, die gezwungene Diät — Fisch und Brei, Brei und Fisch — arbeitete dem „Inwendigen“ entgegen. Es war dabei kein Hindernis, daß er sich in frischer Luft aufhielt, im Gegenteile; und der Landdokter erklärte, daß er ganz alt werden könne, trotz des schlechten Magens.

Ane hieß sie. Blond, wohlgebaut, gut gewölbte Brust, feste Hüften, Fischerrace. Aber sie war auffallend bleich. Das war auch die Mutter gewesen. Und mit der Unbefangenheit, mit der man in Bangaa Familienangelegenheiten bespricht, sagten die Brüder gleich nach der Konfirmation zu ihr: „Du stirbst wohl jung, Ane!“

Das war der Trost, den sie in die Hauptstadt mitbrachte, als sie sich dahin begab, um in einen Dienst zu treten.

Sie kam den ersten Sommer mit ihrer Herrschaft zurück, welche in Bangaa ihren Sommeraufenthalt nahm. Die Augen waren etwas matt geworden, aber sie bekamen einigen Glanz, als sie Julius auf die Seite nahm und ihm eine Photographie zeigte.

„Sieht er so aus?“ fragte Julius, während es in ihm leise zu glücken begann.

Es war der Geliebte. Ein Herr in schwarzem Rock, einen Cylinderhut (er war zu groß geraten) in der einen Hand und die andere Hand auf ein Geländer mit Schlinglaub gestemmt, das jeder Stütze zu bedürfen schien, die es erhalten konnte. Eine nachdenkliche Stellung, halb Profil, das sehr lange, glänzende Haar mit einem kleinen Buckel über das Ohr gekämmt; vorne, auf der tiefausgeschnittenen Weste hing ein Zwickel an einem breiten schwarzen Bande.

„Ist er ein Schauspieler?“ fragte Julius, nachdem er die Rückseite des Porträts untersucht und darauf eine Menge Schillinge gefunden hatte, die im Halbkreis um einen dreibeinigen Holzbock mit einem Kompaßhäuschen gereiht waren.

„Er ist zur Zeit Kellner!“ antwortete Ane ernst und fuhr mit der Hand über das Gesicht des Bildes, auf welchem Julius' Finger einen feuchten Fleck hinterlassen hatten. „Er wird sich nächstes Frühjahr etablieren.“

„Als Gastwirt?“

„Ja — Restaurateur. Vielleicht bekommt er die Dampf-



schiffe, aber es ist nicht sicher. Es bewerben sich so viele darum, sagte er.“

„Wie heißt er?“

„Ludwig!“

„Nein, ich meine, wie er sonst heißt.“

„Na — Bifferup!“

Julius mußte sich winden vor Lachen. Er war ja rein zum Sterben — dieser Name.\*) Er war zu lächerlich! Aber auf den Namen kam's ja nicht an. Ob er sonst ein guter Mensch sei? — Ja, das sei er. — Was er ihr gegeben hätte? — Zumeist Geld, nicht sehr viel; aber wenn er einen Extraverdienst gehabt, hätte sie Perzente bekommen. — Worin die Perzente bestünden, ob es Geschenke wären? — Nein, etwas von den Trinkgeldern; auch sei sie häufig mit ihm ins Theater gegangen; denn er liebe das Theater, und er könne es später selbst sagen, und er spreche überhaupt so schön und trinke nicht mehr, als die Stellung es mit sich bringe, und sie wollten heiraten, so bald er sich etabliert und entweder ein Wirtsgeschäft oder die Dampfschiffe erhalten hätte.

Julius kniff das eine Auge zu, blickte etwas auf die Seite und fragte die graue Katze, die vorbeistrich: ob sie vielleicht schon — beisammen gewesen wären?

Ane steckte die Photographie zu sich, ganz ruhig.

„Bist du närrisch?“ fragte sie. „Da könnte er mich ja zum Besten halten und mich sitzen lassen!“

Im Winter machte der Grossierer, bei dem Ane diente, Bankrott. Man war gezwungen, sich einzuschränken, und das Mädchen mußte zur Unzeit einen Dienst annehmen, wo sie einen solchen bekommen konnte. Sie erhielt einen von diesen bekannten Kopenhagener Dienstplätzen, wo die Nahrung aus dünner Fruchtsuppe und Mehlspeise besteht, und wo das Mädchen in einem Loch schläft, das zu schlecht

\*) „Bisse“ bedeutet im Dänischen: herumvagabondieren.

ist für eine Kumpellkammer. Sie begann zu merken, daß ihre Kräfte schwanden; sie bekam Husten und Blutbrechen; man kündigte ihr den Dienst.

Sie ging zu ihrem Kellner.

Er verschaffte ihr einen Platz in der Küche einer der größeren Restaurationen. Es gab Arbeit vom Morgen bis über Mitternacht hinaus. Sie wurde immer schlechter, verbarg es jedoch vor ihm. Endlich aber ging sie doch zu ihm und sagte, sie wolle heim zu den Brüdern — heim, um in Ruhe zu sterben.

Er blickte sie an und glättete seinen Haarbüchel, indem er den Kopf auf die Seite legte und den Mund schief zog, wie der Provinzschauspieler, wenn er tiefe Entmutigung ausdrücken will.

Sie hatte eine ganz aschgraue Gesichtsfarbe und beginnende dunkle Ringe unter den Augen; und dies stand in einem gar seltsamen Gegensatz zu ihrem starken Körperbau und ihren schönen Zügen.

„Ja, Ane“ — sagte er — „du siehst schlecht aus; sehr! Aber ich liebe dich — weiß Gott! so heiß! Glaubst du nicht, daß, wenn wir ein Geschäft anfangen . . . Da ist nämlich ein Keller im neuen Stadtviertel, den ich bekommen könnte — obschon ich allerdings noch kein Geld habe!“

Sie sprachen hierüber. Sie besah den Keller, und er bestellte die Trauung beim Pfarrer. Aber Ane wurde immer schlechter und schlechter, und sie sollte nun ins Spital.

Das wollte sie nicht; dann lieber heim. Das wollte er nicht; so mieteten sie den Keller, nahmen eine halbe Einrichtung auf Abzahlung, und hierauf legte sie sich dort zu Bette und blieb liegen und wurde immer schlechter und schlechter.

Julius erhielt darüber einen Brief. Er sann über die Sache einen Tag lang nach und reiste am nächsten Morgen in die Stadt.

Er fand richtig den Keller, in einem ganz neuen Viertel,

wo in allen Fenstern „Vermietet“ geschrieben stand; aber Leute gab es hier nicht. Das Wirtsklokal war auch nicht überfüllt. Herr Bisserrup saß — bei einem einzigen Gaste — vor einem frischlackierten Schanztisch, mit der Hand in gedankenvoller Stellung das Kinn stützend. Er warf sich sogleich dem Schwager um den Hals, was Julius in einige Verlegenheit brachte: er wußte nicht, ob er lachen oder was er überhaupt mit seinem Kopf anfangen sollte. Er fragte nun nach Ane.

„Sie ist da drinnen — in ihrer Kammer. Ich habe die meinige drüben. — Hier ist dein Bruder, mein vielteures Mädchen!“

Sie standen vor dem mit Ocker angestrichenen Bette in der halbdunklen Kammer; das einzige Fenster derselben befand sich hoch oben, und draußen liefen beständig die Hunde der Gasse daran vorüber und verfinsterten nach einander die Aussicht, indem der Zuletztgekommene sich regelmäßig davon überzeugte, daß das Fenster seit dem vorhergegangenen Besuche wirklich nicht geputzt worden war. Es roch nach der nassen Mauer, nach Hobelspänen und nach Medizin. Und hier lag Ane unter einer Decke mit geblimtem Überzug; sie gab Julius die Hand — so eine feuchte, warme Hand — und sie sah ihn an und er blickte sie an, und er konnte nichts sagen, und dann sagte er endlich doch: „Na, ihr habt es wohl gut zusammen?“

Herr Bisserrup beugte den Kopf und machte die Stimme dumpf, und er antwortete: „Ich sorge für alle Pflege, so gut ich kann; thu' ich es nicht, mein vielteures Mädchen?“

Und über des ehemaligen Kellners nervöse Züge mit diesem unbeschreiblichen gebildeten Anstrich glitt ein feiner, momentaner Ausdruck echten Gefühls — so viel sich eben aus diesen Voraussetzungen davon ergeben konnte; und Ane nickte.

Hierauf ging Julius.

Das Letzte, was sie zu ihm sagte, war: „Grüße sie daheim und sei gut gegen Muffi“ (die graue Katze).

Aber Julius dachte unterwegs beständig darüber nach, was für ein Vieh er gewesen sei, und daß er nichts von dem gesagt habe, was er hatte sagen wollen, hingegen gerade das gesagt habe, was er nicht hatte sagen wollen: na, ihr habt es wohl gut zusammen? Und als Jakob ihn fragte, wie die Sachen stünden, mußte er an die Hobelspäne und den feuchten Kalk und die Medizin denken, und es ekelte ihm davon, während er gleichzeitig Ane's Hand fühlte, und er drehte sich um und antwortete hastig und entschieden: „Schlecht!“

Aber zehn Minuten später, als er unten beim Boote stand, konnte er sich nicht mehr zurückhalten: er mußte lachen, so ein wenig in sich hinein. Dieser Kellner mit der feierlichen, tiefen Stimme, mit seiner Umarmung und mit den langen Künstlerhaaren war doch zu komisch.

Acht Tage darauf war Ane tot.

Herr Ludwig Bisserup kam selbst hinaus und meldete es. Er warf sich an den Hals — zuerst dem Julius, den er ja kannte, und dann dem Jakob, der verlegen und verbrießlich wurde. Hierauf gingen sie zusammen die Verwandtschaft besuchen.

Die Verwandten empfingen den Fremden ziemlich kühl; aber das würden sie auch gethan haben, wenn er nicht den Zwicker am Uhrbände und das Künstlerhaar getragen hätte. Sie waren etwas im Unklaren über das Verhältnis: sollten sie ihn als trauernden Witwer betrachten oder als was? Doch Ane war ja tot. Es blieb nur übrig, sie zu begraben: und so lange konnte man ihn wohl als zur Familie gehörig betrachten.

Bisserup merkte es. Bangaa's Haltung schmerzte ihn, aber er beherrschte sich. Dieses jammervolle Ergebnis von Leihbibliotheksromanen, Melodramen und einem ehrlichen Gefühl wollte der Toten, wollte der Liebe Ehre erweisen. Und dazu brauchte er den Beistand der Verwandten.

Er rückte damit dem Julius gegenüber heraus. Das Wirtsgeschäft ginge nur flau, und die Krankheit hätte viele Ausgaben verursacht. Bei wem er sich wohl die Begräbniskosten ausborgen könnte? Denn er wolle das Begräbniß selbst bestreiten. Die Hochzeit geben, das hatte er nicht wollen, nicht können, oder es war ihm gar nicht eingefallen.

Julius war gutherzig. Er wies ihn an den Bruder der Mutter, Post-Johann, einen alten Junggesellen, der Fuhrmann gewesen und mit dem Postfelleisen und Paketen gelaufen war, bis er sich ein Häuschen und einen kleinen Sparpfennig zusammengefahren und gelaufen hatte.

Post-Johann erinnerte an Münchshausens Dachshund, der ursprünglich ein Windspiel gewesen. Von den Beinen war nicht mehr viel übrig und von Fleisch an den Knochen fast gar nichts mehr. Seine kleinen, rotgeränderten Augen verschwanden vor Schrecken, als er hörte, um was es sich handelte. Dreihundert Kronen, um Ane zu begraben! Das war ja, als handelte sich's um die Königinwitwe.

Ane sei eine Krone wert! deklamierte Bissrup.

Julius drehte sich um und steckte die Hand in den Mund.

Post-Johann wand sich, schraubte seine abgelaufenen Beine wie einen Korkzieher in den Kies; aber er mußte sich ergeben. Bissrups Beredsamkeit war — echt oder unecht — von einer Art, welche den kleinen Mann überwältigte. Post-Johann konnte selbst nicht zwei Sätze aneinander flügen. Der Fremde wurde in seinen Augen ein Demosthenes. Und dann fiel ja doch der Glanz des vielen Geldes auf die Familie!

Ane kam an einem feuchten Herbstabend auf einem Lastwagen nach Bangaa hinausgefahren. Das war der erste Schritt.

In einer leeren Villa, die rückwärts an das Haus der Brüder stieß, wurde sie eingestellt. Bissrup schloß sich die ganze Nacht hindurch mit dem Sarge ein. Man sah Licht,

man hörte ihn klopfen und man sah ihn längs der Wände auf einer Treppenleiter herumklettern. Des Morgens war das leere ebenerdige Gassenzimmer mit Hilfe von Tannenreisig, Fahnen und wehmüthigen Georginen zu einer feierlichen Kapelle umgewandelt. Der Sarg stand offen mitten im Zimmer, und im Sarge lag Ane, gelb wie Elfenbein und in einem Leichenzuge, der ins Blau-weiße spielte, und dessen ausgezackte Franssen und Zungen an Glanzpapier erinnerten.

Die Hände lagen über der Brust gefaltet. Ihr Konfirmations-Buch hatte unter dem Kinn Platz gefunden. Zwischen die toten Finger war ein ewigrüner Myrtenzweig gesteckt.

Im Laufe des Vormittags kam ein Wagen mit sechs Musikanten aus der Hauptstadt. Unterwegs waren einige Regenschauer niedergegangen und es gingen noch immer Schauer nieder. Als sie in Bangaa einfuhren, zogen die Herren Musici die schwarzen, baumwollenen Überzüge von den Klapphörnern; die Piccoloflöte wurde aus der Brusttasche hervorgezogen, und die Stülcke zur Posaune wurden aus dem Wagenkasten genommen und zusammengesteckt. Der rotnasige, blaugefrorene Dirigent auf dem Vordersitze nickte und ein erkälteter Trauermarsch lockte das ganze alte und junge Bangaa vor die Thüren und gleich darauf hinüber ins Trauerhaus.

Den Sarg umstand nun die ganze Verwandtschaft, ganz Bangaa. Es roch nach Burbaum, nach Bairisch-Bier, nach nassen Kleidern. Man hatte gegessen und getrunken, und man stand jetzt hier in einer etwas fremden, halb gemüthlichen, halb verzagten Stimmung, nicht recht im Klaren, was da kommen werde. Herr Bisserrup hielt vorläufig das Ganze in seiner Hand. Er hatte es so gewünscht, und er war ja der Wirt. Man stand zu Diensten.

Die Mühmen und Basen der Verwandtschaft, die Nachbarfrauen und Nachbarmädchen hatten bereits eine kleine

Viertelstunde hindurch sanft und still geweint, mit kleinen Unterbrechungen von stärkeren Klagen. Julius und Jakob wechselten ungeduldige Blicke; der Letztere begann ganz brummig: „Hört — was? — sollen wir sie jetzt nicht nehmen? . . .“

Da ging die Thür zum nächsten Zimmer auf; Herr Ludwig Bissrup trat über die Schwelle, wankte, den Zwicker vor den Augen, zum Sarge hin, erhob zuerst seine schwarz behandschuhte Rechte und hierauf seine schwarz behandschuhte Linke, suchte nach Worten, hielt inne und sah sich um.

Die Augen der Versammlung waren auf ihn gerichtet. Er war elfenbeingelb im Gesichte wie die Tote vor ihm. Nervosität, echte Rührung, theatralische Stellung, eine ganze Reihe zusammengesetzter, widerstreitender Elemente waren vereinigt in diesem armen, unglücklichen Geschöpf einer Hauptstadt, die ihre Kinder nicht eben schonend behandelt.

Man hörte ein gedämpftes Richern von Julius. Hierauf begann der trauernde Liebhaber seine Rede:

„Ich wollte — ja, ich wollte — wenn ich könnte — im Namen der Vorsehung — ich meine — entschuldigen Sie! . . .“

Er wandte sich um, ließ den Zwicker fallen und gebrauchte das Taschentuch.

„Theure Mithr . . . liebe Freunde und Verwandte der Toten! Wir stehen an dieser Bahre, um dieses Vergängliche — zu übergeben — zu vertauschen — mit — kurz gesagt, ich habe gemeint, weil viele der hier Anwesenden — einen garstigen Zweifel gehegt — in Bezug auf diese meine — sehr vielteure — dahingegangene Braut, daß es meine Pflicht sei, hier vor dem Angesichte des Todes — dieses wohllehrsames Mädchen für rein und unbefleckt zu erklären. — Ja, ich rufe die Vorsehung als Zeugin an, daß sie hier liegt — im Brautbette des Todes — als eine Jungfrau — eine Jungfrau, sage ich, eine Myrtenblume, ein Zweig,

ein — ach, Gott helfe mir, wie unglücklich ich bin! Amen, Amen . . . Wasser!“

Er wankte, taumelte; Julius sprang hinzu, erfaßte ihn und setzte ihn auf einen Stuhl. Wasser war nicht bei der Hand, aber ein Glas Bier; und er machte einen großen Schluck und weinte laut — ein herzzersehrendes Klagen, worein sich das Schluchzen aller Frauenzimmer mischte, während die Männer auf ein Zeichen Julius' den Sargdeckel ergriffen und ihn mit den hastigen, bestimmten Schlägen der Professionisten zunagelten.

„Das ist, bei Gott, ein sonderbarer Fisch!“ murmelte Jakob. „Steht man nicht da und fühlt sich ganz schauerlich zu Mute! Kommt, Leute! Fort mit ihr!“

Und sie trugen Ane hinaus und luden sie mit allen Kränzen auf den Lastwagen, und hierauf bliesen die Musikanten, und das fahrende und das gehende Gefolge ordnete sich. Und Herr Ludwig Bissrup saß, ohne Überrock, beim Kutscher auf dem Leichenwagen, beständig die Augen trocknend, so daß die schwarzen Handschuhe Spuren in dem bleichen Gesichte hinterließen, während kalte Schauer den schlanken Kellnerleib durchzuckten.

Es war ein trauriger Leichenzug, bei traurigem Wetter. Und als man auf den Friedhof kam, der ein einziger großer lehmiger Hügel war, von dem Kreuze und Gitter wie Nadeln von einem Nähkissen emporragten, glitten Anes Träger in dem schmierigen Moraste beständig aus, während der Himmel seine schweren Herbstthänen auf die Regenschirme, Filzhüte und Kopftücher niederschüttete, gleichsam wie auf eine Schar Vermummter.

Am Grabe oben stand bereits der Priester. Er hatte gewartet und war ungeduldig. Selbst ein Priester kann es werden. Es war eine lange Rede bestellt, und das Honorar, das im voraus bezahlt worden war, stand dazu im Verhältnis. Gleichwohl dachte der Pastor, es sei zum



Besten seiner Pfarrkinder, schuldige Rücksicht auf das Wetter zu nehmen. Er begann:

„Teure Mitchristen! Wenn wir an dieser Bahre stehen ...“

Hier trommelte der Regen auf des Pastors Parapluie. Es war ein neuer, schöner, straff gespannter Seidenschirm. Und der Schirm sank immer tiefer über dem Priester nieder, und die Worte vermochten nur schwer hervor- und weiter zu dringen, und auch all' die übrigen Schirme, von denen lange Wasserläufe rieselten, senkten sich immer tiefer nieder über das Gefolge, über den Friedhof, über das Grab, über Ane, über des ehemaligen Kellners Liebe, seines Lebens echtes Gefühl, das nun ein standesgemäßes Begräbniß erhielt.

Julius tauchte einen Augenblick unter seinem Parapluie hervor. Er sah sich um — und steckte den Hornschaft des Regenschirms in den Mund. Er fühlte, daß er den Armen hätte zehn Kronen geben können, wenn es ihm erlaubt gewesen wäre, nur eine Sekunde loszubrechen.

Aber dann dachte er an Ane, an den Keller, an ihren letzten Gruß. Es gab ihm einen Stich, einen Stoß in seine linke Seite. Er glaubte, es sei etwas Anderes und kniff sich. Aber es war ein Stich ins Herz. Ane war tot, und nun wurde sie begraben.

Und Post-Johann? Er beobachtete Herrn Ludwig Bisserup. Er sah, wie dieser immer mehr erbleichte, als ob er selbst ein Sterbender wäre. Und Post-Johann begann endlich unmerklich zu weinen. Er mischte seine Thränen in die Thränen des Himmels.

Der Himmel vergoß seine Thränen vielleicht nicht allein über Ane; aber gewiß ist es, daß Post-Johann über seine verlorenen dreihundert Kronen weinte.

## Das Schiff in der Kirche.

Da saßen sie, die drei Männer, der alte Ole Bertelsen und seine beiden Söhne Karl und Christian, und sprachen zusammen mit gedämpfter Stimme — und von Zeit zu Zeit schielten sie zu Sören, den dritten Bruder, hinüber, der mit seinen großen Fingern an ganz kleinen Dingerchen Bord des „Schiffes“ herum hantierte.

Sie waren sehr stolz auf dieses „Schiff“, so stolz, daß sie nur flüsternd darüber sprechen konnten. Hätte sie aber jemand gefragt, so würden sie ganz bestimmt ins Blaue hinein geantwortet haben, als ob das Schiff ihnen das gleichgültigste Ding von der Welt gewesen wäre.

Sören saß bei der Arbeit, indem er sein hölzernes Bein in einem rechten Winkel von seinem richtigen Bein gestreckt hielt; die Stellung war etwas unbequem, aber sie konnte nicht leicht geändert werden; und während sein „Rotmast“ nach der Seite hinausragte, und das magere, härtige Gesicht mit den von Leiden gemeißelten Zügen sich vorsichtig zwischen Maanocken und Stengenpardunen niederbeugte, zupften die großen, verwitterten Hände mit den feinfühligsten Fingern einer Puppenmählerin am Deck und am Takelwerk herum, und die großen, ruhigen Augen verbargen auf ihrem Grunde eine Seelenfreude, die sie sich aber wohl hüteten, auch nur mit einem einzigen Blicke zu verraten.

„Setzt wirst du wohl bald fertig sein?“ fragte der alte Ole Bertelsen vorsichtig und ehrerbietig.

Sören war geseklich entschuldigt, daß er nicht antwortete. Er hatte die Enden zweier Taue zwischen den Zähnen, und in den Fingern hielt er einen winzig kleinen dreischiebigen

Bloch, und suchte nun in dem rasch schwindenden Licht des Dezembertages die Scheibengatter zu erspähen, durch welche die dünne Leine gesteckt werden sollte.

Hierauf ließ er die Taue mit den Zähnen los und antwortete auf eine andere Frage, die fünf Minuten früher an ihn gerichtet worden war.

„Ich habe nur ein einziges Wurmloch, am Boden, gefunden. Es ist, wenn man so sagen darf, gut klar gemacht nach einer Reise, die an zwanzig Jahre gedauert hat.“

„Das ist es auch!“ sagte Karl mit Überzeugung.

„Ja, Sören,“ bemerkte Christian; „du hast aber auch damals eine Dreinößelflasche Öl und Terpentin hinein geschüttet.“

„Und jetzt geben wir noch eine dazu,“ sagte Sören. „Wenn dann in zwanzig Jahren das Schiff wieder auf die Werfte muß, und wenn wir vielleicht selbst von Würmern angenagt sind, und andere Leute das Schiff in die Hand bekommen, sollen sie doch sehen, daß wir es nicht vernachlässigt haben.“

„Ah,“ sagte der alte Ole, „wir können noch ganz gut am Leben sein zu der Zeit. Das liegt in der Familie!“

Ole war bereits ein Siebziger und die Söhne waren in den Vierzigern.

Sie waren vor zwanzig Jahren — zugleich mit anderen Leuten vom Dorfe — über die Sache einig geworden. Alle übrigen Dörfer am Strande hatten ihr Schiff oben in der Kirche hängen; weshalb sollte Bangaa zurückstehen?

Damals war es gerade, daß Sören von einer langen Reise zurückgekommen war — mit einem Bein aus Holz statt des Beines aus „Fleisch und Knochen,“ mit dem er fortgereist war. Die Leiden, die er in dem fremden Spital ausgestanden hatte, waren furchtbar gewesen, und der standhafte Seemann hatte sich endlich ergeben, — das Sectirerwesen blühte an den Betten des Spitals, die verschiedenen „Abgesandten“ rissen sich um die Patienten, und Sören war

einem wüthigen Manne mit kurzgeschnittenem Haar und zusammengekniffenen Lippen als Raub anheimgefallen. Feuer und Schwefel und Pech und anderes Brennmaterial hatten auf den entkräfteten Krüppel niedergeregnet, und Sören war heimgekommen, nicht nur seines natürlichen Beines, sondern auch seines natürlichen Humors beraubt.

Er, der schon von der Zeit an, da er noch ein junger Bursche war, immer streng in seinen Sitten gewesen, er ging nun umher und bereute die Sünden der übrigen Welt; mit den Schmerzen in dem Beinestumpf und dem Kummer darüber, daß er — in seinem besten Alter — anderen zur Last fallen müsse, verbanden sich noch die vom Spital her erweckten Gewissensqualen. Er wäre ein Sünder und müßte es sein; und nun ergriff er mit Eifer den Anlaß, durch die Arbeit am „Schiffe“ etwas von seiner großen Sündenschuld dort abzuzahlen, wo auch über Bagatellen Buch geführt wird.

Die andern schossen Geld zusammen für das Rohmaterial, Sören übernahm den Löwenanteil der Leistungen: die unermüdbliche andauernde Arbeit eines ganzen Jahres um den Rumpf der Fregatte zu bescheiden und aufzutakeln; und die Fregatte wurde „Des Seemanns Erinnerung“ getauft, und sie maß ihre guten sieben Fuß vom Heck bis zum Noth auf dem Klüverbaum, und sie wurde fertig, und wurde mit großer Feierlichkeit nach der Kirche getragen und darin aufgehängt; und der alte Pastor weihte sie mit einer Rede ein, die jedenfalls die Länge für sich hatte, und Sören putzte sich ununterbrochen die Nase mit seinem baumwollenen Taschentuch, auf dem der Fall von Sebastopol abgebildet war; und als die anderen nach der Festlichkeit ins Wirthshaus gingen, humpelte er die halbe Meile heim mit seiner Krücke und seinem Stock, und unterwegs kämpfte er mit dem alten Feind in sich: den Gedanken, die einander wechselseitig anlagten und verteidigten. Hatte er wohl nicht allzu oft zu dem schönen Schiffe hinauf gesehen in der Furcht, daß es anfangen könnte, sich an der Kette um seine eigene Achse zu drehen? und hatte

er nicht bei dieser Angst der Eitelkeit versäumt, den alten Pastor anzuhören, wie man einen Verklünder des Wortes hören muß — selbst wenn es sich nur um ein Schiff dreht?

Später kam dann die schlimme Geschichte mit dem alten Pastor heraus, und Sören's Gedanken wurden dadurch nicht lichter. Wenn ein Beamter einen Kassenbetrug begeht, so ist dies ein schlechtes Beispiel nach unten; wenn aber ein Geistlicher seine Gemeinde ärgert, so ist dies noch schlimmer. Denn wohl ist die Mehrzahl der Bewohner eines Kirchspiels dickhäutig, aber es giebt doch gefühlvolle Gemüther wie das Sören's, die darunter leiden, daß sie sich die ewig gültige Moral aus den schwachen menschlichen Leidenschaften nicht heraus zu klären vermögen. Sören wurde mit jedem Tage düsterer, und er konnte ja nicht wie die Brüder seine Gedanken mit den Netzen draußen in die tiefe See versenken und in Gestalt blankschimmernder Fische wieder heraufziehen.

Da bewirkte eine zufällige Äußerung des Vaters, daß er sich einer Thätigkeit hingab. „So lange man ein ordentliches Bein und zwei Fäuste an den Stielen hat, geht man nicht herum und „spekuliert“ und zehrt nicht von den anderen!“ Sören schämte sich und packte an. Der Anstoß war durch „das Schiff“ gegeben. Sören tafelte ein neues Schiff auf, welches auf eine Ausstellung kam und für eine Modellkammer angekauft wurde. Andere Schiffe liefen vom Stapel; die einen landeten in Kirchen, die anderen in Spielereihandlungen; jene segelten im Wasser der Erbaulichkeit, diese in dem des Vergnügens. Sören's Gedanken segelten mit; sie lagen nicht länger daheim und zehrten nicht mehr an seiner Kraft. Sie zeigten ihm die Welt in allen ihren widerstreitenden Gestalten, und ein großes allgemein menschliches Gesetz hinter dem Ganzen, das Gesetz des Lebens und das Gesetz der Moral. Aus einem Pietisten wurde Sören ein Philosoph, und als die erste Beklommenheit bei dieser Entdeckung vorüber war, da schien es ihm, daß er bei dem Tausche gewonnen habe. Und so gingen die zwanzig Jahre

dahin. Die anderen Brüder hatten sich jeder ein Weib genommen und längst kleine Würmchen als Zugabe angeschafft. Sören hatte sich nur ein neues „Bein“ gefertigt, das viel besser war, als das alte englische zu sieben Pfund Sterling; er philosophierte und tafelte auf, er legte etwas Geld zurück und half den Brüdern; er war jetzt beinahe der angesehenste Mann im Dorfe — und das heißt etwas für einen Mann, der nicht fischt.

Es war seit den Tagen des „alten“ Pastors eine ganze kleine Reihe von Pastoren bei der Kirche gewesen, zu welcher das Fischerdorf gehörte. Es war dies wohl so eine Art „Durchgangspfad“. Der letzte, ein jüngerer Mann, hatte nun schon ein oder zwei Jahre hier verbracht. Die Priester sind in unseren Zeiten ein häufiger Gesprächsstoff. Von der einen Seite lautet es: „Zeuge der Wahrheit“, „prächtiger Mann“; von der entgegengesetzten Seite heißt es: „Heuchler, Dummkopf!“ Der jüngere Pastor hier war weder das Eine noch das Andere. Ein Kind — sowohl in seinem Glauben, wie in seinen Handlungen. Eines Gelehrten schwächlicher Sohn, der eine große, durchgreifende Liebe von der Schulzeit her bewahrt hatte: er liebte die See, er wäre gern zur See gegangen. Seine Gesundheit machte ihm dies unmöglich, und er wurde Theologe. Er war ein ehrlicher Idealist, verwirrt, verlegen, mit einem mädchenhaften Äußeren. Sein geistliches Amt enthielt für ihn keine aufreibenden Widersprüche; das Leben kannte er nicht und wollte es auch nicht kennen lernen; wäre er demselben eines Tages Aug' in Aug' entgegengetreten, so würde er ihm ausgewichen sein und sich nach Hause in sein Studierzimmer begeben haben. Dort hatte er auf seinem Bücherregal ein Miniaturschiff stehen. Dasselbe war ihm von der Schulzeit her gefolgt. Er hatte außerdem eine stille Frau und einen kleinen Knaben. Auf dem Grunde hinter der Pastorswohnung befindet sich ein Torfmoor mit klarem Wasser. Hier konnte man den Pastor mit seinem Söhnlein und seinem Schiffe oft sehen, und es war schwer

zu unterscheiden, wer das größere Vergnügen dabei hatte, das Schiff segeln zu sehen, der Vater oder der Sohn; ja es war möglich, daß der Vater den Knaben nur mitnahm, um nicht allein bei dieser Beschäftigung überrascht zu werden.

Jeden Tag machte er seine Tour, die halbe Meile hinab zum Fischerdorf. Dort stand er dann und blickte wie träumend auf die See hinaus und starrte auf die Fischer und ihre Boote. Eines Tages war er schon im Begriffe gewesen, sein Schiff unter dem Arme mitzunehmen, um es in dem „rechten“ Wasser segeln zu sehen. Er hatte sich im letzten Augenblick beherrscht, aber es im Grunde bereut. Er war in der Theorie der ganzen Bootfahrt und der ganzen Schiffsbau- und Aufstapelungskunst bewandert. Er hatte Werke darüber studiert, und er hatte einen Oheim von väterlicher Seite, einen alten Seemann, der sich eine Unterhaltung daraus gemacht hatte, ihm die Terminologie einzuprägen. Wenn er aber mit den Fischern sprechen sollte — dann kam seine Verlegenheit und Verwirrung. Er war dem Leben ausgewichen: nun wich das Leben ihm aus.

Man sah nicht viele von den Fischern oben in der kleinen Kirche. Nicht weil man in Bangaa etwa weniger Gottesfurcht besessen hätte, sondern es war zu einem alten Schlen-drian geworden, daß man nur bei den allerfeierlichsten — und bei den rein unvermeidlichen — Gelegenheiten sich dort zeigte. Die wenigen Fischer, welche von alten Zeiten her hinkamen, starben allmählich weg. Man verstand den Pastor nicht. Man hatte nichts gegen ihn; im Gegenteil: es zeigte sich sehr bald, daß er mit seinen kleinen Mitteln ein sehr wohlthätiger Mann war — geradezu geeignet, ihm Geschichten aufzubinden; und die schlechteren Leute unter den Fischern brandschakten ihn denn auch, aber in die Kirche kamen sie nicht.

Er selbst konnte das nicht begreifen. Er arbeitete ja seine Predigten mit der größten Sorgfalt aus; er war eines gelehrten Mannes einziges Kind, er war an Gründlichkeit gewöhnt.

Wisweisen, und besonders anfangs, hatten sich seine Augen, nachdem sie vergeblich die Fischer unten gesucht, von der Kanzel auf das „Schiff“ geheftet, welches dort an einer Kette gerade vor ihm an der Decke herabhing. Er hatte mit der Freude eines Kindes bei demselben verweilt, er war dadurch in seiner Textauslegung zerstreut worden und er hatte sich ernstlich zusammennehmen müssen, um den sehr fein und sinnreich gesponnenen Faden nicht ganz zu verlieren. Das Schiff war gar zu schön.

Aber in dem letzten halben Jahre hatte er an den Spieren, an den Rundhölzern und am Tauwerk des Schiffes einige Schäden entdeckt. Er sprach darüber mit dem Schullehrer und Kirchenvorsteher und mit anderen Leuten oben in dem eigentlichen, mehr landeinwärts gelegenen Dorfe: sie konnten ihm keinen Rat geben; sie hatten kaum eine Ahnung von der Existenz des Schiffes — und es hing doch da, für die ganze Gemeinde sichtbar genug, gute sieben Fuß lang, mit kleinen staubigen Matrosen im Takelwerk und mit Flagge unter der Gaffel und Stander am Großtopp.

Dann geschah es im letzten Herbst, daß eine Deputation aus Bangaa unten bei dem Pastor angemeldet wurde.

Sören, der Wortführer der Deputation, schob sich mit seinem Stock und seiner Krücke durch die Thüre in das Studierzimmer hinein. Der eine Bruder, Karl, und ein anderer Fischer folgten nach.

Der Pastor war sehr verlegen; er errötete und stammelte, als er um die Ursache dieses Besuches fragte, und da der Pastor so verlegen war, wurde auch Sören verlegen, und stotterte und stammelte, und Karl wollte schon für ihn das Wort ergreifen, wurde aber zurückgewiesen, und dann kam endlich die Meinung, daß es am Sonntag vor Weihnachten zwanzig Jahre sein werden, daß das „Schiff“ aufgehängt worden sei, und da möchte man gern die letzten paar Monate dazu verwenden, es herabzunehmen und nachzusehen im stehenden wie im laufenden Gut, und dann werde



man — am Sonntag vor Weihnachten — es wieder hinaufhängen, und da wolle man den Pastor bitten, daß er seinen Segen dazu gebe und eine kleine Rede halte, wenn der Gottesdienst beendet sei.

„Sehen Sie, Herr Pastor,“ — so schloß der Wortführer — „es geht ja mit Fahrzeugen accurat so wie mit lebenden Menschen: auch sie werden schadhast im Takelwerk und bekommen krumme Rundhölzer und werden staubig überall herum in den Ecken, wenn Jahr und Tag vergangen ist, geschweige denn zwanzig Jahre und einige Tage; und die Kunst, einen Menschen außerbords wie innenbords zu putzen, die kennen wir Fischer freilich nicht; aber ein anderes ist es mit einem Schiffe — zu dem wir alle zusammengesessen haben, und welches ich, Sören Olsen, ohne mich selbst zu loben, aufgetakelt habe! —

Der junge Pastor errötete noch einmal und blickte Sören an und sagte:

„Ich — ich hab' es auch schon selbst bemerkt, daß das Schiff eine Reparatur brauchen könnte. Das hintere Vorstengensahlingshorn ist gebrochen, und . . . ja es giebt eine Menge Schäden.“

Sören blickte erstaunt auf den schwächtigen Pastor; dann wandte er sich zu den beiden anderen, als ob er sagen wollte: „Habt ihr's gehört? — Vorstengensahlingshorn!“

Und es klang wirklich ebenso sonderbar in den Ohren der guten Leute, als es in denen des Pastors geklungen haben würde, wenn die Fischer plötzlich hebräisch gesprochen hätten.

Sören räusperte sich indessen nur und sagte:

„Na ja, wenn also der Herr Pastor — —“

Der Pastor nickte:

„Thun Sie nur das Ihrige; ich werde schon das Meinige thun!“

Hierauf wurden drei große Hände vorgestreckt, und dreimal verschwand die kleine Hand des Pastors in einer nach

der andern, und alle drei Fischer sagten: „So, wir danken recht oftmals, Herr Pastor!“

Dann ging die Deputation. Bei der Thür aber drehte Sören sich um und zeigte auf das Miniaturschiff des Pastors:

„Ja, entschuldigen Sie meine Kühnheit, aber das Schiff dort fiel mir sogleich in die Augen. Ich glaube, daß es auch eine Reparatur benötigen könnte, und wenn der Herr Pastor nichts dagegen hat, dann würde ich gern . . . einmal in der Weihnachtswoche — !“

„Wollen Sie wirklich?“ fragte der Pastor erfreut. „Sie sind ein richtiger, ein guter Mensch.“

„Ach nein,“ antwortete Sören ruhig, „ich bin nur Dreiviertel von einem richtigen Menschen — und gut ist nur einer, der gewesen ist.“

„Das war christlich gesprochen!“ sagte der Pastor.

„Das war menschlich gesprochen!“ sagte Sören, aber ganz leise.

Und dann war es Sonntag vor Weihnachten. Es wurde nicht licht, als bis es heinahe neun Uhr Vormittags war; aber in dem schwachen Tagesdämmer betrachtete Sören sein Werk. Dort stand die Fregatte auf ihrem großen Schemel, wo unten Stangen zum Tragen hineingesteckt werden konnten, die Segel waren beschlagen, und auf dem Verdeck glänzten die zwölf Metallkanonen, und kleine Matrosen in blauen Hemden krochen im Takelwerk herum, und der niedrigste Chef mit Goldborte um die Kaskette stand rückwärts im Hinterdeck; am Großtopp wehte ein weißer Stander mit der deutlichen Inschrift: „Des Seemanns Erinnerung.“ Und draußen vor der Stube stand die ganze unreife Jugend des Dorfes und drückte die Nasen flach an den Fensterscheiben, und konnte doch nicht durch dieselben hinein sehen.

Dann wurde es elf Uhr, und nun trugen die Männer das Schiff, so vorsichtig als ob es Glas gewesen wäre, aus der Stube hinaus und nach der Kirche. Das ganze Fischerdorf hatte sich eingefunden, in hohen Hüten und niedrigen

Hüten, und ein Klapphorn, zwei Klarinetten und eine Harmonika eröffneten den Zug, und die Weiber und Mädchen schlossen ihn, und die unreife Jugend lief ein gutes Stück voraus und rief: „Hurrah!“ — und dann mußten sie gleich wieder zurück, um das Schiff zu besehen.

Der eigentliche Gottesdienst war beendet, aber die Dorfbewohner blieben in den Stühlen sitzen, und es kamen beständig mehr hinzu aus der ganzen Umgebung. Die Kirche war um die Kanzel herum mit jungen Tannenbäumen und Wintergrün geschmückt. Es herrschte eine vollständige Weihnachtsstimmung drinnen. Und dann kamen sie mit dem Schiffe in taktfester Prozession geschritten. Die Kette, welche von der Decke niederhing, wurde ganz herabgezogen, und Sören und sein alter Vater befestigten sie in der Mitte des Schiffes an die Öse, die in das Deck eingeschraubt war;

„Es sollte eigentlich eine Eisenstange sein!“ flüsterte Sören zu dem Alten.

„Stößt die Kette?“ fragte Ole.

„Nein, ich denke nicht,“ antwortete Sören; „aber gesetzt, daß sie sich gleichwohl drehe! —“

„Ja, dann hört sie wohl wieder auf!“ sagte Ole.

Und dann hing das Schiff dort. Und nun konnte jeder mann die Kupferhaut am Boden sehen, und die vergoldete Gallionsfigur, und die Kanonen, welche den Hals durch die Pforten hinaus reckten; und es war nicht ein Auge in der Kirche, das nicht all' dies sah.

Der Pastor stand auf der Kanzel; er war sehr bleich; er hatte die halbe Nacht dazu gebraucht, seine Rede durchzuarbeiten; aber jetzt, da er hier stand, war ihm alles, was er mit Gelehrsamkeit und Gründlichkeit in der Nacht gesammelt hatte, gleichsam fremd. Dort hing das hübsche Schiff, er durfte beinahe nicht auf dasselbe sehen, um nicht zu viel zu sehen; und dort stierte: alle diese ganz neuen Gesichter zu ihm hinauf, alle Fischer, deren Weiber und Kinder. Die Kirche war früher: nie so voll gewesen, und er

wurde ganz verlegen bei dem Gedanken, daß er zu den Menschen sprechen sollte, die früher niemals hier gewesen waren — und die vielleicht nicht wieder kamen.

Dann schlug ihm der Geruch der Tannenbäume entgegen; es war ein Weihnachtsgeruch, und ein Pastor fühlt sich bei diesem Geruche immer gleich heimisch. Er faltete die Hände, sah vor sich nieder, blickte wieder auf und begann.

Er sprach über die Gnade, über die Gnade von oben, über die Gnadenmittel der Kirche, über unsere eigene Sündhaftigkeit, über eine feste Obrigkeit, über einen König, der das Steuer des Staates führe, und über einen größeren König, der das Steuer der Welt regiere. Und als er nun dieses Steuer an das Steuer des Schiffes knüpfen wollte, verlor er den Faden, und er begann wieder von vorne mit der Gnade.

Es entstand eine kleine bezeichnende Unruhe unter der Zuhörerschaft. Der Pastor blickte nieder, und er blickte hinauf zum Schiffe — das sich ganz langsam drehte. Es blieb einen Augenblick ruhig und drehte sich dann zurück, und der Pastor hielt ebenfalls inne und gebrauchte sein Taschentuch. Und hierauf knüpfte er an einen anderen Faden an.

Er sprach darüber, was die Baukunst unter dem Schiff einer Kirche verstehe. Die Gelehrten seien über diesen Ausdruck nicht einig. Vermuthlich habe man das griechische Wort *vaos* mißverstanden — möglicherweise es verwechselt mit *vavc*. Und er begann sehr gründlich zu werden — und da drehte sich das Schiff oben wieder an seiner Kette.

Nun blieb der Pastor ganz stecken, und die Unruhe unter den Zuhörern wurde größer.

Der Pastor stierte auf das Schiff, das wieder ruhig geworden war, und auf dem Stander des Großtopps las er: „Des Seemanns Erinnerung.“

Und nun war es plötzlich, als ob ihm ein kleines Licht aufgehe — vielleicht so recht ein eigentliches Weihnachtslicht. Sieh', dort saßen alle diese Leute und blickten zu ihm hin-

auf mit einem eigentümlichen Fragen in allen Blicken. Sie waren ja keineswegs gekommen, um von den Gnadenmitteln der Kirche, oder ihrer eigenen Sündhaftigkeit, oder griechischen Wörtern und Redensarten zu hören. Es waren arme, notleidende Menschen, welche sich auf der See und am Strande hart abmühten; es waren große Kinder alle zusammen, Alt und Jung; sie waren gekommen mit ihrer kindlichen Gabe; sie hingen an diesem Schiffe: das war ja ihr eigenes Leben, das waren ihre Seereisen und ihre Fischertouren, hinauf und hinab, in Sturm und Windstille, in den kühlenden Nächten und an den frischen Tagen. Es war eine treuherzige Gabe, welche sie der Kirche dargebracht. Wie konnte die Kirche ihren Dank anders ausdrücken, als indem sie ihnen die besten Worte der Kirche einprägte: gegenseitige Liebe, brüderliches Zusammenhalten im harten Kampfe des Lebens und bei dem unerforschlichen Ratschlusse der Vorsehung?

Und solche Worte formten sich unwillkürlich auf den Lippen des Pastors. Die ganze gelehrte Auseinandersetzung, die ganze auswendig gelernte Rede, war vergessen. Zum erstenmale sprach der Pastor aus dem Stegreif. Und er gebrauchte Worte wie „Stromkenterung“ und „Ankergrund“, und er endigte mit einem Satze, wie diesem: . . . „wenn der große Chef ruft: Alle Mann auf Deck!“ Hierauf schloß er mit „Amen!“

Und als er vor sich niederblickte, da glänzte es naß in allen Augen; und als er wieder emporblickte, hing das Schiff da, so fest und ruhig, als ob die Kette niemals gestoßen hätte.

Draußen wartete Sören auf den Pastor.

„Dank, Herr Pastor — Dank!“ sagte der Philosoph.

„Sind Sie zufrieden?“ fragte der Pastor ganz leise.

„Ja — als Sie endlich zum Winde kamen. Es happerte ein wenig im Anfang; aber es happert so oft bei uns allen. Jetzt verstehen wir Sie bei uns unten.“

Am Weihnachtstage war wieder das ganze Fischerdorf in der Kirche. Es hieß ja freilich, daß es nur geschah, um das Schiff anzusehen. Aber die Fischer sind nun einmal kluge Leute.

Am zweiten Weihnachtstag ließ Sören das Schiff des Pastors zur Reparatur abholen.

## Ein Roman in den Dünen.

So oft Sturmwetter im Anzuge war, konnte man auf der vor dem Winde geschützten Seite des Hauses einen alten Mann stehen sehen, der unablässig um die Siebelecke schaute und dabei die schmalen Lippen aneinanderpresste, während die Hand zitternd nach der Lammfellkapuze hinauf fuhr oder sich mit den knöchigen, starken Fingern in die ausgerissenen Knopflöcher der Jacke einbohrte.

Er schimpfte auf das Wetter, oder es war vielleicht nicht das Wetter selbst, auf das er erobst war; denn der Westjüte weiß ja, wie fruchtlos dies ist. Mit bemerkbarem norwegischen Accent in seinem Westjütisch murmelte und brummte und drohte und jammerte er: „Das Lumpenvolk! Das Lumpenvolk! Schlechte, erbärmliche Menschen! Sie geben wohl acht auf das, was ihnen gehört, ja das thun sie — aber sie scheren sich einen Teufel um die Kinder armer Leute; die können ihretwegen erschlagen oder zerquetscht werden — können ertrinken! . . . sie geben nicht acht auf das Steuer, geben nicht acht auf das Ruder . . . das Lumpenvolk! . . . Gebt mir meine Buben . . . meine Buben, sag' ich! . . .“

Er sang und drohte und jammerte es hinaus um die Wette mit dem Wind, der um die Siebelecke fuhr und die schwankende Gestalt beiseite stieß. Und der Greis, der bereits vor einigen Jahren von den Siebzigern Abschied genommen hatte, widerstand diesem Angriffe mit den letzten Kräften eines unbeugsamen und harten Willens; er wollte und mußte hinabsehen durch die graubleiche Einsenkung der Dünen, wo die Brandung kam und hinter dem Landstreifen

verschwand, wo sie ankündigte, daß jetzt die Tag- und Nachtgleiche regiere, ankündigte, daß jetzt die schlimme Zeit da sei mit den Unglücksfällen auf offener See und auf der Sandbank, ankündigte und verschwand.

Seine Stimme wurde schwächer und schwächer; die gebrochene Gestalt wankte mehr und mehr. Der Sturm bekam die Übermacht. Der Sturm ist schadenfroh; oder der Sturm ist gar nichts, weder willig noch unwillig, sondern eine große, gefühllose, unverantwortliche Gewalt, die, wenn sie ursprünglich ein Ohr für die Klagen der Menschen hatte, allmählich diesen Sinn betäubt mit ihrem eigenen Ruf: Ho, ho, hallo! Aus dem Weg, ihr Wichte! Platz für einen Achtzigpfünder! Aus — dem — Weg! Ho, ho — o — oh!

Und der Sturm drängte sich hinauf durch die Einsenkung in den Dünen, hinauf durch die öde Enge, wo diese wenigen Häuser zu beiden Seiten einer tiefen Rinne zerstreut lagen. Und der Tag- und Nachtgleichen-Sturm prallte gegen die Giebelwand mit dem dumpfen, plötzlichen Laut eines fernen, schweren Schusses. Die Wand hielt es aus, aber der Alte wurde wieder um die Ecke zurückgeworfen und er wankte, vom Sand halb geblendet, der Thür zu, die ein Weib für ihn geöffnet hatte, das auf der Schwelle stand und ihn erwartete, um seinen schwindenden Kräften eine bewährte Stütze zu bieten.

Niemand sollte es merken, daß sie ihm in solcher Absicht unter den Arm griff. Es geschah wie zufällig, ganz ruhig. Sie geleitete ihn durch die kleine gepflasterte Hausflur in die Stube hinein, wo das Bett und die Truhe und der rot angestrichene Tisch noch an demselben Platze standen, den sie schon vor einem Menschenalter eingenommen hatten. Die beiden wechselten kein Wort; als aber der Alte zum Sitzen gebracht worden war und als sie ihm die Kapuze abgenommen und einen Krug Milch vorgefetzt hatte, begann er zu nicken und eifrig mit den Fingern herumzutasten, und



während er wieder den Atem zu erlangen suchte, den ihm der Wind genommen hatte, bildete sich sein Murmeln zu einem: „Sara — das Buch! Hol' das Buch hervor!“

Sie ging zur Truhe hin und nahm von derselben ein kleines dickes Buch in angefressenem Ledereinband mit kupfergoldnenem Schnitt; und sie setzte sich dem Alten gegenüber und hielt das Buch, weitsichtig wie sie war, mit ausgestrecktem Arme vor sich und las die erste Stelle, die sie aufschlug, ohne inne zu halten, ganz eintönig, von Punkt zu Punkt, von Vers zu Vers, während draußen der Wind jämmerlich heulte, wie ein Hund, der hineingelassen werden will.

Das struppige Kinn des alten Mannes sank immer tiefer und tiefer auf die Brust herab; die Finger tasteten noch beständig herum, als ob der Zorn im Gemüte mit der Betäubung des Vorlesens kämpfte; dann kamen die Hände allmählich immer näher zusammen, krümmten sich noch einmal im Schmerz, blieben gefaltet liegen und fielen endlich schlaff nieder. Sie näherte ihr Ohr seinem Munde. Er flüsterte: „Sa—ra, es ist Sturmwetter!“ Sie las noch bis zu einem Punkt. Er flüsterte: „Die Buben! — Sara! — Die — Bu—ben!“ Sie erhob den Kopf und verstärkte die Stimme. Sie las:

„Es heißt ja im Psalm: ‚Wie sind die Christen doch glänzend schön im Innern‘ von den wahren Christen:

Sie sind wohl von Adam sonst wie die andern  
Und zeigen das Bild der Vergänglichkeit;  
Sie wachen und schlafen, arbeiten und wandern  
Und haben auch sonst wie die andern ihr Leib;  
In irdischen Dingen,  
Beim Essen und Trinken,  
Sieht man nicht, daß etwas Besond'res sie machten,  
Nur daß sie die weltlichen Lüste verachten.“

Sie hielt inne und blickte auf ihn. Er schlief.

Nun erhob sie sich lautlos, legte das Buch beiseite, kleidete den alten Mann aus — Stück für Stück — trug ihn ins Bett, deckte ihn zu, trank die Milch im Krüge aus und

stellte sich vor die Truhe hin. Oberhalb derselben, an der Wand, hingen drei Photographien mit einem kleinen gelben Kranz von Immortellen um jede, drei Porträts von jungen Seeleuten — wie man deutlich erkennen konnte: Brüdern; zwei waren in Marinekleidern, der Älteste im gewöhnlichen Sonntagsanzug der Fischer; die Farbe der Kleidung war zur größeren Deutlichkeit und Verschönerung mit starkem Blau aufgetragen, wie auch auf die jugendlichen, härtigen oder hartlosen Wangen Rot aufgesetzt war.

Sie stand nun vor diesen Bildern und betrachtete sie. Sie richtete etwas an einem der Kränze, rieb da und dort einen Fliegensleck vom Glase ab und prüfte die kleinen Nägel in den Ringen an den einfachen Rahmen. Und alles ganz lautlos, ruhig, abgemessen! Dann wandte sie sich um und warf einen Blick nach dem Bette. Hierauf nahm sie eine der Photographien herab, hielt sie eine Weile in der Hand, weit von sich — noch weiter von sich — und hängte sie wieder auf.

Sie ging in die Küche hinaus und begann Reifig zu zerbrechen, das sie unter den Kaffeekessel steckte. Von Zeit zu Zeit hielt sie inne und horchte zur Thür, ob der Alte etwa rufe. Dann versank sie in Nachdenken. Und wieder horchte sie nach dem Alten, nach Kren Normand.

Sie hieß Sara, sie war Kren Normands Weib, war es nun schon seit dreißig Jahren. Sie stand in den Fünfzigern, und zwar eben so hoch über das halbe Hundert, wie er über die Achtzig. Sie wohnten und lebten hier in dieser Thaleinsenkung zwischen den Dünen gegen das Meer hinaus. Einige wenige zerstreute Häuser und ein einzelner Hof lagen höher oben in derselben Einsenkung, wo das behaute Land begann. Hier wuchsen nur Kartoffeln, und dann befand sich hier eine kleine Weide für ein paar Schafe; was man sonst brauchte, mußten der Strand und das Meer beistellen. Viele Jahre schon war der Alte nicht mehr auf der See gewesen; man wollte jedoch wissen, daß er sich von früheren

Zeiten her ein Weniges zurückgelegt habe. Einige hundert Kronen sind gleich „Etwas“ hier, wo Wald und fette Ackererde und Torfmoor und Wiese eine Sage, ein klangvolles Märchen sind, dem die Kinder der Düne gerade so lauschen, wie wir den Erzählungen von Sandelbaum und Purpur und Goldstaub und persischen Teppichen.

Diese Menschen hier in der Düne leben und sterben auf demselben Fleck — wenn sie nicht zufällig auf dem Meere umkommen. Dies geschieht bisweilen. Von Zeit zu Zeit geht man zu Grunde bei einem Versuch, des Nächsten Leben und Gut zu bergen draußen auf der Sandbank, wo das Schiff gestrandet ist. Ofter büßt man sein Leben ein, wenn man in dem schlechten, gebrechlichen Boot vom Fischplatz aus bei einem plötzlich sich erhebenden Sturm oder bloß bei einem plötzlichen Umschlagen der Strömung das Land zu erreichen sucht. Beim Landen wird ein einziger kleiner Fehler verhängnisvoll. Die Brandung ist hier gefräßig; sie verlangt jährlich Beute auf ihre brüllende rohe Art. Aber nicht nur die Sandbank, die Brandung und das Landen allein sind gefährlich! Wenn man hier oben in der Düne steht und mit einem guten Fernrohr in die offene See hinausieht, so kann man bisweilen ein stolzes Fahrzeug erblicken, das sich in den Böen des Orkans bei einer Wendung, oder wenn das eine oder andere nicht ist, wie es sein soll, entkräftet oder überwältigt zwischen seinen Verfolgern, den schwer bewaffneten und doch so hastigen Sturzseen, niederlegt, um sich niemals wieder zu erheben. Auf diese Weise können Schiff und Besatzung verschwinden und weder die „Börsenhalle“ noch die „Shipping Gazette“ können Aufklärung darüber geben, weshalb oder wie dies geschah. Allerdings kann auch ein solches Fahrzeug durch seine gute Konstruktion und die Tüchtigkeit seines Führers sich vor dem Schlimmsten bewahren; dafür kann dann aber eine Sturzsee diesen oder jenen hinwegwischen, oder ein Schlagbaum, ein Segel, eine Schote, welche springt, kann ihn eben

so leicht über Bord schleudern, als man darüber spricht — und dann nützt es wenig, hinterdrein zu klagen über den Schiffer oder Rudergast, daß er durch Unachtsamkeit das Unglück verschuldet habe.

Hier in der Düne geboren zu sein, hier an diesem Strande, wo weder Wald noch fette Ackererde, weder Torfmoor noch Wiese sich findet, ist beinahe so viel als unter dem harten Gesetze der Notwendigkeit geboren zu sein. Wäre hier noch ein Fischerdorf, so könnte man mit anderen gemeinschaftliche Sache machen, sich Gerätschaften kaufen und den Fang in Compagnie absetzen. Aber hier giebt es nichts anderes als ein paar schlecht geteerte Boote und einige Häuser mit mageren Schafen, der mageren Weide und dem Kartoffelgarten. Die Knaben werden von der Kindheit auf daran gewöhnt, so gut wie allein mit dem schlechten Boote in die See hinaus zu fahren und zu bergen, was sie können. Hierauf kommt die Zeit, wo sie zur Marine ausgehoben werden, und später können sie sich eine Heuer suchen. Wenn ihnen unterwegs nichts passiert, lehren sie beinahe immer wieder heim und kleben dann an diesem Sandstreifen, diesen Dünen, wagen beständig ihre Haut und geben von Geschlecht zu Geschlecht Beweise dafür ab, welchen Gewinn Gewohnheit und Wille zusammen aus dem menschlichen Leben ziehen können.

Aber sanft und mild und leicht und lind ist das Dasein hier nicht. Gemüthsam und mühsam muß man hier leben, und streng und schwer und nach innen gelehrt wird es in diesen Hütten.

Kren Normand hatte drei Söhne.

Er selbst war frühzeitig mit dem Ernst des Lebens bekannt geworden. Der Vater hatte ein kleines Fahrzeug in Norwegen geführt. Drüben bei Kristiansand ward der Junge geboren und sowie er nur auf einem Verdeck stehen konnte, ging er mit seinem Vater auf die See. Es war zur Zeit Napoleons, zur Kriegszeit; das Fahrzeug wurde hier in der

Nähe des Landes gejagt und von den Engländern genommen; Vater und Sohn gingen in Gefangenschaft, wurden ausgewechselt, kamen wieder auf die See und litten Schiffbruch hier in der Nähe des Landes.

Es war, als ob das Land, der Strand hier, den Jungen behalten wollte. Der Vater blieb draußen zwischen den Sandbänken, der Sohn kam ans Land. Das Land, die Leute in der Düne, taufte ihn um zu Kren und er wurde Knecht bei dem Großbauern; er hielt sich aber mehr im Boote auf dem Meere auf, als unter den Schafen in der Hürde. Klein, zäh, starksehnig, ausdauernd, mit scharfen Augen, persönliche Gefahr vollkommen geringachtend und mit einem entwickelten Sinn für persönlichen Vorteil, war er immer bei der Fischerei und bei Schiffbrüchen beschäftigt, und im Laufe der Jahre wurde er die ganze Küste entlang fast eben so sehr bekannt durch sein brummiges Schweigen wie durch seine Geschicklichkeit, ein Boot zu steuern.

Er verheiratete sich frühzeitig mit einem Mädchen, das schon etwas bei Jahren war und die Hälfte eines Häuschens besaß. Der Bruder, dem die andere Hälfte gehörte, kam in einer Winternacht bei einem Schneesturm am Strande um. Er wurde geblendet oder ins Meer hinausgeblasen; die Brandung verschlang ihn und seine Leiche kam erst spät darauf zum Vorschein.

Kren Normand verfügte nun mit seinem Weibe über das ganze Häuschen; er bekam nacheinander drei Söhne in ganz kurzen Zwischenräumen.

Sie waren des Vaters Stolz, diese drei Söhne. Wortkarg und in sich gelehrt, wie er war, glänzten seine Augen, wenn er den Jungen seine kurzen, knappen Kommandos im Boote gab und wenn er sah, wie willig und geschickt sie dieselben befolgten und wie sie so ganz Blut von seinem Blute waren.

Junge Burschen essen viel; da mußte man sich hart abmühen und man mühte sich auch hart ab. Kren Normand

lehrete seine Söhne alles, was er sie überhaupt lehren konnte, und sie wuchsen auf und entwickelten sich, jeder mit seiner bestimmten Charakterverschiedenheit, aber alle drei als unverzagte und tüchtige junge Seeleute.

Der älteste, Jörgen, war dem Vater vielleicht am ähnlichsten, wie dieser in seinen ganz jungen Tagen gewesen war; ziemlich schweigsam, willensstark, keiner Sache aus dem Wege gehend. Er war groß und schlank; die beiden anderen, Karl und Johann, waren kleiner, aber stärker gebaut.

Jörgen kam zur Marine und kehrte wieder heim; des Königs Tuch stand ihm gut. An einem Faschingsmontag gab es Tanz bei dem Großbauern. Kren Normand liebte Zerstreungen nicht, am allerwenigsten den Tanz; aber Jörgen ging gleichwohl dahin.

Am Sonntag darauf ging er mit der Magd des Bauern spazieren. Sie hieß Sara, war elternlos, noch so gut wie ein Kind, hatte dunkles, glattes Haar, große, verwunderte Augen, deren Blick gleichwohl nicht herumschweifte, und die nun, wie man deutlich bemerken konnte, gern auf dem jungen, flinken Marinesoldaten ruhten, obgleich derselbe sich bei weitem nicht so gut einzuschmeicheln verstand, wie sein Bruder Karl, der das Paar ein Stück Weges durch die Düne begleitete.

Dasselbe geschah einige Sonntage hintereinander.

Da sagte der Vater eines Tages, unten beim Boote, zu Jörgen:

„Du gehst mit der Dienstmagd drüben spazieren?“

„Ja!“

„Wie heißt sie?“

„Sara!“

„Ein hübsches Gesicht. Du hast doch keine schlechten Absichten . . . ?“

„Das fällt mir nicht ein.“

„Was willst du dann?“

„Wir sind verlobt!“

„Dummer Junge!“ brummte der Vater. „Du kannst jetzt nach Hause gehen, aber nicht hinauf zum Bauern. Ich geh' heute allein auf die See.“

Das pflegte Aren zu thun, wenn er über dies oder jenes aufgebracht war. Er ruderte mit starken, kurzen Schlägen hinaus. Die See kühlte ab, er beruhigte sich allmählich.

Jörgen und der Vater sprachen später nicht mehr über diese Sache. Als das Frühjahr kam, begab sich der älteste Sohn fort, um eine Feuer auf einem Schiffe zu suchen.

An einem späten Herbsttage kam Aren vom Fischfang heim und ging hinauf durch die Düne. Unter einem der Sandhügel blieb er stehen, horchte, kroch vorsichtig bis hinauf, bog ein Büschel Sandhafer nieder und blickte auf die andere Seite hinab.

Da saß die Magd und neben ihr stand Karl und reichte ihr einen Brief. Sie nahm denselben, warf einen Blick hinein und schaute dann wieder zu Karl hinauf.

„Soll ich lieber gehen?“ fragte er das Mädchen. Sie nickte; er drückte ihr die Hand zum Abschied und ging.

Der Vater blickte sich nieder in den Sandhafer bis der Sohn weit fort war; dann ließ er sich neben das Mädchen hinabgleiten.

Sie blickte ihn erschreckt an und wollte den Brief verbergen; er aber erfaßte ihren Arm und preßte ihn ziemlich fest zusammen.

„Das ist wohl von Jörgen? Ich kann es mir denken. Aber du mußt ihn dir aus dem Kopf schlagen!“

„Niemals!“ sagte sie und begann zu weinen.

„Es kann viele Jahre dauern, bis er imstande ist, dich zu ernähren und sich einen Hausstand zu schaffen. Und dann grämst du dich nur ab und versäumst deine Arbeit. Ihr habt doch nichts weiteres miteinander zu thun gehabt . . . ?“

„Nein, nein,“ sagte sie und trocknete sich die Augen.

„So geh' heim und thu' deine Arbeit, aber gieb mir den Brief!“

Sie gab ihm denselben in ihrer Bestürzung, stand auf und lief davon.

Er schaute ihr nach, warf einen Blick in den Brief, schaute ihr wieder nach, las den Brief und verbarg ihn unter seinem Tabak. Dann ging er heim, rief Karl zu sich und blickte ihm mit scharfen Augen ins Gesicht:

„Wenn du von deinem Bruder einen Brief bekommst, so gibst du ihn mir und nicht dem Mädchen drüben. Verstehst du!“ —

Zu Weihnachten starb die Mutter der Brüder. Sie war den letzten Teil des Jahres hindurch fränklich und bettlägerig gewesen. Man war auf ihren Tod vorbereitet; der jüngste Sohn, Johann, war derjenige, der während der letzten Tage und beim Begräbniß das weichste Gemüth gezeigt hatte.

Nun war Kren Normand allein im Hause mit den beiden Söhnen.

Da kam mit der ersten Tag- und Nachtgleiche im Frühjahr eine Botschaft, die kurz darauf durch ein Schreiben von der Rhederei und dem Schiffer bekräftigt wurde. Während einer Bö in der Nordsee, als die Segel eingezogen und gerefft werden mußten, hatte Jörgen einen Schlag von einer Kaa bekommen oder war von der Kock gestürzt. Es wurde nicht ganz aufgeklärt, ob das eine oder das andere der Fall war — aber so viel stand fest, daß Jörgen sich nicht mehr am Leben befand.

Kren Normand traf dieser Schlag, als er noch ein kräftiger, fester Mann in voller Arbeitstüchtigkeit war. Aber es war ein harter Schlag; er wankte, die Thränen liefen ihm in den struppigen Bart hinab; er saß den ganzen Tag hindurch und auch noch den folgenden bei dem rotangestrichenen Tisch, preßte die Knöchel der rechten Hand in die Höhlung der linken und murmelte: „Lumpenvolk! Lumpen-



voll! Was ist das für ein Schiffer? Was ist das für ein Rudergast? — Geh! mir meinen Buben, meinen Buben!“

Karl, welcher mit der Feder am besten umgehen konnte, mußte ihm nach seinem Diktate ein langes Schreiben aufsetzen. Der Brief wurde abgeschickt, aber es traf niemals eine Antwort darauf ein.

Der Sommer kam und ging. Kren begab sich fast immer allein auf die See. Die beiden Söhne hatten für einen norwegischen Prähm zusammengesparrt, mit dem sie in Gemeinschaft fischten.

An einem Sommertage traf Kren die Dienstmagd am Strande.

Als Sara den Alten erblickte, wollte sie umkehren, blieb aber doch stehen; eine geheime Macht bannte sie fest; sie bedeckte das Gesicht mit einem Zipfel ihrer Schürze und schluchzte.

Er war gleichfalls stehen geblieben und ging nun auf sie zu; seine Stimme zitterte, als er sagte: „Es war deine Schuld. Du hast mir den Buben genommen!“

„Sag' das nicht!“ hat sie flehentlich.

Er erhob die eine Hand drohend, als hätte er Lust, zuzuschlagen. Heiser und mit Beschwern kamen die Worte hervor: „Es war deine Schuld — leichtsinnige Dirne, die du bist!“

„Schlag' zu, schlag' zu!“ schluchzte sie. „Ich hab' es nicht verdient — aber es thut vielleicht wohl!“

Er blickte ungewiß auf sie, als ob er nicht verstehen wollte und gleichwohl verstand. Er brummte, drehte sich um und ging.

Zu Weihnachten berichtete Karl dem Vater, daß er mit Sara verlobt sei.

Der Alte antwortete nichts. Der Sohn wartete in großer Spannung und fuhr dann fort:

„Hat der Vater mir nichts zu sagen?“

„Du hast mich ja nicht gefragt . . .“

„Ich getraute mich nicht!“ sagte Karl mit leiser Stimme.

Der Alte schwieg wieder eine Weile, dann brummte er:

„Kann sie Sorgen so schnell vergessen?“

Karl antwortete:

„Sie sagt, daß sie gerade an Sorgen erinnert werde, wenn sie mich ansehe. Und dann bin ich doch am Leben!“ . . .

Der Alte schwieg und schabte mit einem Messer an einem Holzpflöck; dann machte er einen tiefen Schnitt:

„Du kannst thun, was du willst!“

„Kann sie hierher kommen?“

„Nein!“

Bei der nächsten Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche gab es mehrere Schiffbrüche in der Nähe des Strandes. Kren Normand und seine Söhne hatten schwere Arbeit. Karl plagte sich für drei; er wollte zeigen, was er leisten könne. Sie retteten zusammen, was von den Wracks zu retten war. Die strenge Arbeit mit dem verhältnismäßig guten Verdienste machte sie wieder ganz ungänglich miteinander. Bei einer nassen Tour hatte Johann das kalte Fieber bekommen und er mußte das Bett hüten. Wenn der Alte es nicht sah, kam Sara ins Haus und pflegte den Kranken; es gab nichts Gutes, das sie diesem Hause nicht erweisen wollte, und es war keine andere weibliche Hilfe darin zur Hand. Man sparte bei Kren Normands.

In den wenigen zerstreuten Häusern hier in der Düne hatten die Leute endlich gelernt, sich zu einer Gesellschaft zu vereinigen, welche ein Flachboot mietete und das größte Wrack kaufte, einen beladenen Dampfer, der auf der äußersten Sandbank lag, so ein recht guter Bissen für diese armen Menschen — insofern das gute Wetter anhalten würde. Das gute Wetter hielt nicht an. An einem Nachmittag begann der Sturm und die See erhob sich. Man konnte nicht enig werden draußen beim Wrack; einige wollten sogleich ans Land, darunter Kren Normand, der dieses Mal meinte, daß man sich mit der halben Lootslast zufrieden

geben müßte. Einige andere wollten mit voller Last heimkehren, und diese überredeten Karl, zu bleiben. Das Flachboot wurde gegen die zerbrochene eiserne Seite des Wracks geschleudert und zerschmettert. Es kam wohl ein Boot vom Lande zu Hilfe; allein mehrere von den Waghälsen wurden vermißt und kamen nicht wieder zum Vorschein. Unter ihnen war Karl.

Kren Normand wurde zerschlagen und bewußtlos nach seinem Hause hinauf getragen. Johann lag im Fieber und merkte kaum, daß jemand zu ihm ins Bett gelegt wurde. Sara war gerade in der Stube anwesend. Zwei Männer bedurften ihrer Hilfe: das Unglück ließ den eigenen Schmerz verstummen. Wenn ein Weib in dem Augenblicke, wo es vom Unglück betroffen wird, an einem Krankenlager beschäftigt sein kann, wenn es dem tiefen Trieb, durch den die Natur sein Geschlecht adelt, folgen kann, dann lasset den Mann so willensstark und abgehärtet sein, als er will: dieser Trieb wird bei dem Weibe zum überwiegenden Gefühl und drängt selbst den eigenen Schmerz zurück.

Als Kren Normand wieder die Stube verlassen konnte, dachte er so recht über seine beiden Söhne nach. Sie waren sein Stolz und seine Freude gewesen; sie hatten sich an dem täglichen Erwerb beteiligt. Man rechnet alles aus hier in der Düne: man ist ja dazu gezwungen. Man kann seine Söhne recht wohl lieben und doch zugleich wissen, was sie gegenüber den Bedürfnissen des Lebens wert sind.

Er wandte nunmehr all' seine Liebe und seine ganze Hoffnung auf die Zukunft dem jüngsten, Johann, zu. Er selbst war alt geworden; er fühlte es. Er konnte Anfälle bekommen, draußen in der Düne auf einem Sandhaufen mit stierem Blick zu sitzen und zu brummen und die Fersen in den Sand zu graben und an dem Sandhafer zu reifen, während er auf den graubleichen Strand hinabschaute, der keinen Trost bot, und auf die wogende Brandung, die ankündigte, daß eine Tag- und Nachtgleiche vorüber sei, oder

daß eine Tag- und Nachtgleiche bevorstehe — immer eine Tag- und Nachtgleiche.

Daheim im Hause ging Sara aus und ein. Es war zur Regel geworden. Als Vater und Sohn das Krankenbett verließen und als sie beide fühlten, was sie verloren, da fühlten sie auch zugleich, was sie dafür erhalten hatten. Man hatte nicht zehn Worte darüber gesprochen. Es war zur Regel geworden, daß diese junge Person, einnehmend wie sie war, dabei ziemlich wortkarg, aber doch mehr sanft als mürrisch, kam und ging, und zuletzt in die Bodenkammer einzog und das Hauswesen führte. Dasselbe war vernachlässigt genug.

Aren Normand sprach äußerst selten mit ihr, und nie von den Söhnen. Einmal traf er sie mit Thränen in den Augen über einem alten Briefe; da sah er endlich ein, daß auch sie etwas verloren hatte.

Die Familie lebte so gut wie von allen abgesondert. Aber ein Weib, das geliebt hat, wird bei der einen oder anderen Gelegenheit einen Drang in sich fühlen, wenn auch nur durch einige wenige, zögernde Worte, an dies und jenes erinnert zu werden. Da war Johann, in gleichem Alter mit ihr, also noch jung, weichen und leichteren Gemüthes als die beiden anderen, ein Vertrauter, der auch zeitweilig sich so kindlich geben konnte, daß er für sie zum Kinde, sie für ihn zur Mutter wurde.

Der Alte sah — und das erste Mal mit einem Stich ins Herz — wie die beiden jungen Leute einander sich näherten. Aber nun konnte er Sara nicht entbehren, und als er anfing, darüber nachzudenken, ob sie möglicherweise nicht doch entbehrt werden könnte, stieß er auf eine solche Wirrnis in seinem Innern und er fühlte sich so gebrochen, so außer Stande, die Lage der Dinge zu durchdringen, daß er die Sache hingehen und die Zeit hingehen und alles in der Welt hingehen ließ, da er selbst zu klein und zu schwach geworden war, um Widerstand zu leisten — auch sich selbst.

Er saß an einem Sommertag oben auf dem Sandhügel und schaute müßig durch die Einsenkung hinaus auf die See. Es hatte den Tag vorher und während der Nacht eine steife Kühle geherrscht; nun war der Wind schwächer geworden. Nur die Wogen standen über den Sandbänken und brausten in seine Ohren mit dem alten Gesang, der hinter allem Sonnenschein und schönem Wetter lag. Jörgen und Karl waren die Namen, welche die Wogen der See zwischen den Sandbänken hin- und herwälzten, wo die starke Strömung lief. Weshalb mußte er selbst hier sitzen und ein alter Mann werden? weshalb mußte die Jugend sterben? Doch ja! es waren noch Johann und Sara daheim! Sara war daheim, mit den sausten Augen! Diese konnten Johann nicht ansehen, wenigstens in diesem Augenblick nicht. Er war ja mit einigen Dänenbewohnern in dem norwegischen Prahm draußen auf der See. Aber wenn er heim kam, dann freilich erwartete ihn Sara . . . !

Der Alte schöpfte tief Atem und grub die Fersen in den Sand hinein. War er eifersüchtig auf Sara, daß sie seinem Sohne gut war? dem einzigen, den er noch hatte? War er eifersüchtig auf seinen Sohn, weil er sich freute, weil er sich freuen konnte, daß Sara ihm gut war . . . ?

Er saß und blickte auf den norwegischen Prahm, der nun hereingesegelte — eine winzig kleine Schale draußen über der äußersten Sandbank. Plötzlich war diese Schale verschwunden, wie eine Flocke verschwindet in der blauen unendlichen Luft.

Er schrie nicht, er brach in ein Geheul aus, wie ein Tier, dem der Gnadenstoß versetzt wird. Dann wurde er starr, als nahe sich ihm der Tod, und er rollte den Sandhügel hinab, stand wieder auf und lief wie rasend zum Strande hinunter, wo kein Boot zu finden war, denn das Unglück beim Bruch des Dampfers hatte diesen Strand des letzten Bootes beraubt.

Den ganzen Tag, die ganze Nacht und den ganzen fol-

genden Tag schritt längs des Strandes ein kleiner, grauer, nach vorne gebeugter Mann dahin, und hinter ihm ein junges Weib; — sie suchten nach einer Leiche . . .

Sie suchten zusammen in stummer, stierender und spähender Liebe nach dem Toten.

Und sie fanden ihn — weit, weit entfernt, wohin die Strömung ihn mit sich gerissen und eine entgegengesetzte Strömung aus Land geworfen hatte. Dieselbe stumme Liebe, ohne einen Laut der Klage, vereinigte ihre Hände, als sie ihn auf den einfachen Schiefkarren legten und abwechselnd den langen Weg zurück zogen durch den weichen Sand, in den das Rad einschneit und unter dem schweren Gewicht des Toten so kläglich pffiff, pffiff und pffiff wie ein Strandläufer.

Dies ist der Roman in der Düne; er endigte wie so viele mit einer Heirat. Die Leute in der Düne sprachen zwar allerlei darüber, wie es doch sonderbar sei, daß Sara den Alten haben wollte, nachdem sie doch mit allen drei Söhnen verlobt gewesen war.

Aber die Leute in der Düne — und auch viele andere — denken und reden in der Regel, als ob es nur eine Art von Liebe gäbe. Es giebt aber gleichwohl verschiedene.

## Um Kap Horn.

---

Er hieß Hans, trug aber gewöhnlich den Namen „Der Teufelskerl“, und den trug er unzweifelhaft mit größerem Rechte als seine Kleider, denn die waren von den Trödlern und den Leihhäusern der ganzen Welt zusammengeholt.

Er hielt sich daheim bei seinem Vater auf, er aß des Alten Brot und nützte dessen Kleider ab — insoweit sie sich überhaupt noch abnützen ließen. Seine ganze Beschäftigung bestand darin, daß er mit seinem besten Kameraden spielte, und das war ein Rötter mit abgestumpftem Schweiß, der „Munter“ hieß.

„Der Hund ist klüger als zwei Menschen,“ sagte er: „der ist so klug, daß er nicht spricht; denn sonst würde er nur mit den Dummheiten herausplagen, die ich in seiner Gesellschaft gemacht habe, und es ist besser, darüber zu schweigen!“

„Ei was!“ sagte der Alte; denn obgleich er über seinen Sohn sich nicht wenig kränkte, so war er andererseits doch auch nicht wenig stolz auf ihn. „Du brauchst dich wahrlich nicht zu genieren. Erzähle uns von damals, als du um Kap Horn segeltest — dreimal!“

Und der Alte blinzelte dem Sohne zu, und der Sohn blinzelte zurück, und dann erzählte Hans:

„Es begann damit — nein, zuerst muß ich erzählen, daß ich von Hamburg aus in die See ging. Der Alte daheim wollte mich forthaben, und die anderen, die hänselten mich alle, und da schwur ich, daß sie mich nicht früher wiedersehen sollten, als bis ich dreimal um Kap Horn gewesen.“

Wir liefen von Hamburg aus, und die Schute war ein

Barckschiff, und der Alte am Bord — ich meine den Kapitän — war ein ungewöhnlich großer Esel.

Ich fand mich zugleich mit der übrigen Besatzung in der Rheberei ein und hatte Munter mit mir.

„Ist das Ihr Hund?“ fragte der Rheber mich auf deutsch.

„Jo!“ antwortete ich auf dänisch; „zu dienen!“

Hierauf war nicht weiter von der Sache die Rede. Als wir aber an Bord gekommen waren, fragte mich der Kapitän: „Ist das dein Hund?“

„Das ist er,“ sag’ ich, „und er heißt Munter.“

„Pack’ den Hund und wirf ihn ans Land!“ sagt’ er.

„Ne, das thü’ ich nicht!“

Nun ging’s los. Die Zeit war knapp, Leute waren schwer zu bekommen; Gesindel und nichtsnutziges Pack zwar war allerdings noch aufzutreiben, aber eine ordentliche Mannschaft nicht, und — kurzum: Munter blieb an Bord und ich auch.

Der Alte war ein Esel, der erste Steuermann ein schlaffes Tau, der zweite Steuermann ein Landsmann von mir, und über die Kost hatte man sich nicht zu beklagen; um alles andere kümmerte ich mich nicht.

Munter hielt sich beständig vor dem Fockmast auf. Das war sehr klug. Er kam niemals auf die andere Seite des Großmastes, wo der Kapitän sich aufhielt.

Als wir auf die hohe See hinaus kamen, hieß es, wir seien nach Jamaila bestimmt.

„Das ist wohl südlich um Kap Horn?“ fragte ich den zweiten Steuermann. Er hatte eine Hasenscharte und zeigte seine weißen Eckzähne.

„Diesmal nicht, Hans!“ meinte er.

„Gut!“ sag’ ich: „dann verlass’ ich die Schute; denn ich muß um Kap Horn.“

„Ach, du bleibst schon noch!“ sagt er. Und dann kamen wir nach Kingston auf Jamaika.

Nun hatte der Alte ein scharfes Auge auf mich. Aber



ich verrichtete meine Arbeit. Munter that auch das seinige, und es war für den Alten nicht der entfernteste Grund vorhanden, dem Hunde einen Fußtritt zu geben. Er that es aber gleichwohl in recht abscheulicher Weise, und da erwischte ich einen Schiffseimer und versetzte ihm damit eins über die rechte Schulter. Da lag er nun der Länge nach auf dem Deck.

„Das sollst du mir büßen!“ rief er.

„Ja, komm' nur, und machen wir gleich reine Rechnung!“ sag' ich.

Aber er hatte wohl kein Kleingeld, und dann ließ er die Zolle ins Wasser setzen und ans Land rudern.

„Pass' auf,“ flüsterte mir der zweite Steuermann zu, „Du kommst in die ‚Sparbüchse!‘“

Die Zolle legte bald wieder an, und wir bekamen drei Konstabler an Bord; ich sollte ans Land, ins Loch.

Munter wollte auch mit; aber die drei Kerle beteuerten auf englisch, sie hätten keine Arrestordre für Hunde. So mußte denn das arme Beest zurückbleiben, so sehr es auch heulte und jammerte; aber der Steuermann versprach mir, daß er sich desselben annehmen werde, und meinte auch, daß bald alles wieder in Ordnung sein würde, wenn ich mich nicht zu störrisch gebärde.

„Weshalb hat er dem Tier einen Fußtritt zu versetzen?“ sagte ich. „Es hat, bei Gott, ein viel besseres Herz als er, der alte Esel, und dreimal so viel Verstand!“

„Schweig' nun still!“ sagte der Steuermann.

Und dann ruderten wir ans Land. Geraden Wegs kam ich in die „Sparbüchse“. Das war ein großer Raum mit Holzbänken und einem Fußboden aus Steinplatten, der mit Unrat bedeckt war; und darin befand sich die schlimmste Gesellschaft von schmutzigen Spaniern, Engländern und Frauenzimmern, in der ich je gewesen bin — und ich bin schon in mancher gewesen.

Sie konnten alle schlecht englisch sprechen, und das konnte ich auch.

Einer fragte mich, was ich gestohlen, und eines der Frauenzimmer fragte, wie Viele ich erschlagen hätte.

Ich aber warf einige Stück von der Bank hinunter und legte mich selbst darauf, und da wir weder Kaffees noch Trockenes in den Leib bekamen, so war es nicht gerade am Lustigsten.

So verging die Nacht.

Den nächsten Tag kam ich vor meine Richter, und dort war auch der Kapitän und der Konsul und eine Menge Menschen, die alle aussahen, als ob sie mich auf der Stelle aufknüpfen wollten.

Der Richter las etwas aus einem großen Protokoll vor, wovon ich nicht ein Wort verstand, und dann fragte er mich, ob ich drei Pfund bezahlen wolle?

„Dazu habe ich verflucht wenig Lust,“ sag' ich.

Ob ich dann ins Gefängnis wolle.

„Nein, ich will lieber an Bord und nachsehen, was ein Hund dort macht, der mir gehört und Munter heißt.“

Darüber lachten sie alle; da wurde ich verbrießlich und sagte zum Richter, der Kapitän sei ein Esel, und er habe meinem Hund, der ein unschuldiges Tier ist, einen Fußtritt gegeben, und ich hätte auch gar nicht nach Samaila gehen wollen, sondern im Gegentheil um Kap Horn, und es liege an einer gewissen Stelle eine Mauschelle und die erwarte sie alle mitsammen, sowie ich nur dazu kommen könne.

Nun wurde der Alte feuerrot; die andern aber verstanden wohl nicht viel davon, und dann legte sich der Konsul dazwischen, und es wurde mit den drei Pfunden in Ordnung gebracht und reguliert — und zwei Schilling sollte ich außerdem bezahlen.

Ja, wartet nur, dachte ich. Dann ging ich mit dem Alten hinab zum Hafen. Ich erbot mich, das große Protokoll zu tragen, welches er unter dem Arme hatte, aber er sah mich scheel an und sagte, daß ich es leicht ins Wasser fallen lassen könnte, und das wäre doch schade, denn es sei ein

besonderes Buch, und sowie ich wieder Geschichten mache, würde es ins Buch eingetragen, und dann müßte ich ans Land und bekäme Eisenmanschetten!

Ich wartete, bis wir zu einer Stelle kamen, wo niemand uns hören konnte, und dann murmelte ich zwischen den Zähnen, während ich dicht neben ihm herging: „Du plattdeutscher Pavian — ja, glotze mich nur an, aber ich werde dich durchbläuen und zu Lobskows zerquetschen, wenn du mir je wieder meinem Hunde zu nahe kommst und einem armen Seemann drei Pfund von der Steuer abziehst.“

Er knurrte wohl ganz wild, sagte aber kein Wort. Und als wir an Bord kamen, eilte er sogleich hinab in die Kajüte.

Ich ging voraus und hinauf auf die Back, und dort hätte Munter mich beinahe aufgefressen vor Freude. Dann rief ich dem Koch, der gegen den Hund und mich immer gut war, und er sagte mir, ich möge ein wenig warten, er würde uns ein Mittagessen geben mit recht guter, frischer Suppe, mit Fleischklößen und Fleisch.

Hierauf holte ich meine Harmonika hervor und fing an, all' die Melodien zu spielen, die ich von daheim her kannte, und Munter stand bei mir und bellte, so oft ich die Melodie wechselte, akkurat so, als ob er ein wirklicher Mensch wäre und seine heimatlichen Gefänge kannte.

Nun kam der erste Steuermann; er sollte mich im Auftrag des Alten fragen, ob ich arbeiten wolle.

„Ich arbeite alles, was ich kann!“ antwortete ich und legte los mit einer neuen Melodie.

Ob ich dann zu dem Alten in die Kajüte hinabkommen wolle?

Ich ging hinab, und da waren die beiden Steuermänner und der Kapitän beisammen, und der Alte hatte das Protokoll vor sich, und dann reichte er mir eine Feder und fragte mich, ob ich es unterschreiben wolle, daß mir die Steuer für einen Monat abgezogen werde, weil ich mich weigerte zu arbeiten?

Ich schaute auf die Feder und antwortete dann, ich könne nur schlecht schreiben.

„Du brauchst nur dein Zeichen darunter zu setzen!“ meinte er mit seinem süßen Grinsen.

„Nun, meinetwegen!“ antwortete ich. Und ich nahm das Tintenfaß und schüttete es über das ganze Protokoll aus.

„Nun ist es quittiert!“ sag' ich.

„Und nun sollst du auf die Festung!“ schrie er.

Hierauf wurde die Zolle wieder ins Wasser hinabgelassen und hinein gerudert; inzwischen ging ich aber zum Koch und nahm mir eine ordentliche Portion Suppe und Fleisch, um etwas in mir zu haben, wovon ich zehren konnte, und Munter erhielt alle Sehnen und Knochen, und dann kamen die drei Häfcher wieder.

Der Hund sprang ebenfalls in die Zolle hinab, als wir abstießen, und ich schwor und fluchte, daß ich sie alle miteinander totschiessen würde, wenn Munter nicht die Erlaubnis bekäme, bei mir zu bleiben.

Sie führten mich in den Festungshof, wo bereits eine Reihe von Gaunern aufmarschiert war; man legte uns Eisenmanschetten an und schlug uns paarweise in Ketten; es war auch ein langer, magerer Mulatte darunter, der wurde an mein Handgelenk festgehakt.

„Du bist mir eine nette Vogelscheuche!“ sagte ich zu ihm und machte einen kleinen Ruck an der Kette, daß er wackelte.

„Wo sollen wir jetzt hin?“

„Nach Spanishtown!“ sagte er und schielte auf den Hund, der immer neben mir blieb, trotzdem die Soldaten ihn fortjagen wollten.

„Behalte deine Augen bei dir!“ sagte ich zu ihm; „denn du bist ein magerer Bengel, und du siehst mir beinahe aus, als hättest du Lust, den Hund zu fressen — aber nicht aus Liebe.“

Und dann kamen wir hinaus auf eine Eisenbahnstation

und wurden in einige offene Wagen hineingetrieben wie ein Viehtransport.

Und da wurde ich von Munter getrennt. Und dann fuhr ich fünfundzwanzig Meilen gratis landeinwärts mit diesem ganzen Diebsgesindel; aber ich sah die Kerle kaum an, denn ich war betrübt darüber, daß ich meinen besten Freund verloren hatte.

Und ich stellte mir vor, wie nun das arme Beest herumlaufen und nach mir suchen und vor Hunger krepieren würde; und ich versetzte der Bogelscheuche einen Stoß mit dem Kopf, denn an jemand mußte ich meine Wut auslassen.

Wir fuhren greulich langsam — es war gewiß nur, um uns zu ärgern — und dabei eine unerträgliche Hitze; als wir dann endlich an Ort und Stelle waren, wen seh' ich daher gesprungen kommen?

Es war richtig Munter mit weit aus dem Halse heraushängender Zunge!

Ich warf mich flach auf die Erde nieder, riß die Bogelscheuche mit; und ich küßte das staubige Beest — ich meine den Hund — auf die Schnauze, und von nun an waren wir geschworene Freunde für die Ewigkeit.

Dann wurden wir von den Fesseln befreit und in einen großen Hof hineingejagt, und als die Soldaten Munter hinausjagen wollten, fuhr er ihnen ins Gesicht, und da mußte der Offizier lachen, und der Hund bekam die Erlaubnis, da zu bleiben.

Dann wurden wir in die Montur gesteckt, es waren nette Kleider: Hosen und Blusen aus Sackleinwand und eine rote wollene Mütze; und rückwärts auf dem Rücken und längs der Beine hinab stand mit deutlichen Buchstaben: „Santa Maria-Districts-Prison Spanishtown.“

Munter konnte mich in diesem Aufzuge kaum wieder erkennen; aber da redete ich den Kameraden auf dänisch an, und das half.

Das waren schwere Monate, diese zwei, und wäre es nicht

des Hundes wegen gewesen, so hätte ich, glaub' ich, eine der Schildwachen totgeprügelt und mich erschießen lassen.

Aber wenn man für jemand auf dieser Welt zu sorgen hat, so muß man sich zurückhalten.

Anfangs wollten sie haben, daß ich Steine klopfte, recht harte Kieselsteine; aber ich erklärte ihnen, daß ein Seemann viel zu feine Hände habe, und als sie mir trotzdem den Hammer in die Faust steckten, schlug ich mit solcher Gewalt in den Hausen hinein, daß ein Kieselstein in die Höhe flog und einem der Häfcher die Vorderzähne einschlug.

„Entschuldigen,“ sag' ich, „aber da könnt Ihr selbst sehen, meine Hände sind nicht an solche Arbeit gewöhnt!“

Und so ging es mit allem, was sie mir zu thun gaben.

Ich hätte für das Diebsgestindel die Wäsche waschen sollen; aber ich zerriß dabei die ganze Sackleinwand; dann hätte ich wieder das Loch, in dem wir schliefen, reinigen sollen; ich schüttete Wasser auf den Steinboden und auf die Wände, nahm den ganzen Hausen Sackleinwand, steckte einen Stock hinein und wischte damit den Boden auf.

So ließ man mich endlich in Ruhe mit meinem Hunde; aber alle beide, er und ich, wären beinahe vor Hunger krepiert, denn dem Hunde gaben sie gar nichts, und ich bekam nur eine Schale Reisbrei des Morgens und einen Bissen Fleisch, so groß wie der Pfropfen einer Bierflasche, als Abendbrot, und wenn das zwischen Zwei geteilt werden soll, dann müssen beide mager werden.

Endlich wurden wir wieder freigelassen, und wir kamen zurück nach Kingston; dort erwarteten mich sieben Pfund beim Konsul, die Schute aber war längst schon abgesegelt.

Munter und ich verschafften uns zunächst ein recht gutes Futter, und dann fragte ich den Konsul, ob er nicht eine Feuer für mich habe.

„Wohin willst du?“ fragte er. „Ja,“ antwortete ich und schaute auf Munter, „wir sollten ja eigentlich um Kap Horn.“

„Dahin kannst du diesmal nicht kommen; aber hier ist eine Heuer nach Hamburg zurück, willst du sie annehmen?“

Ich schaute den Hund an, und der Hund schaute mich an, und dann bellte er; es war deutlich, daß er sagen wollte: Ei, was! wir können noch immer um Kap Horn kommen!

Und dann schlug ich ein, und so kamen wir wieder nach Hamburg zurück.

Dort gingen wir, Munter und ich, ans Land, und das erste, was ich that, war, daß ich etwas Geld auf einen ganzen Anzug auslegte, recht feinen, blauen Düffel, und ein Paar feine Stiefel und einen runden Hut; ich kaufte auch ein Halsband mit Messingschloß für Munter; da er sich aber wenig darum scherte, schenkte ich's schon am ersten Abend einem Mädchen draußen in St. Pauli.

Dieselbst ging's in den ersten Tagen recht lustig zu, und anfangs begleitete mich auch Munter dahin; aber eines Abends trieb ich es dem Kameraden doch gar zu toll, und so blieb er daheim, und er sah mich an und schüttelte die Ohren und drehte sich rund herum wie ein Knäuel Garn, und zuletzt wollte er mich gar nicht mehr ansehen.

Und eines Tages find' ich ihn liegen und am ganzen Körper zittern wie vom kalten Fieber.

Ich hätte diesen Abend mit dem Mädchen auf dem Tanzboden zusammentreffen sollen; aber ich betrachtete den Hund und mußte an Spanishtown denken.

Da schleuderte ich meinen feinen runden Hut auf den Boden, nahm Munter auf die Kniee und deckte ihn mit meiner alten, zerrissenen Jacke zu; und als er trotzdem noch zitterte, legte ich auch meine alten Hosen darüber. Und so saß ich die ganze Nacht bei ihm und gab ihm aus einer Schale Wasser zu trinken.

Gott verdamme mich — die Thränen kamen mir in die Augen; ich dachte nicht mehr an das Mädchen und an den

Tanzboden, sondern nur daran, wie mein Kamerad wieder gesund werden könne.

Des Morgens war es rein zum Verzweifeln; ich hatte schon mein ganzes Geld verputzt; aber ich erhielt die Adresse eines Hundedoktors, und so nahm ich denn die neuen blauen Hosen und ging damit zu einem Trödler.

Ich bekam Geld, und ich fand den Hundebader, und Munter erhielt eine Medizin; des Abends kam das Mädchen und suchte mich in meinem Logis auf.

„Ich hab kein Geld,“ sag' ich zu ihr, „und Munter dort ist krank; du mußt allein gehen!“

„Was schiert mich das Geld,“ sagte sie, „und was schiert mich dein Hund. Du bist ein fescher Kerl, geh', komm' mit mir!“

Und so ging ich denn mit ihr, und diesmal traktierte sie mich. Und als ich wieder heim kam zum Hunde, da ging's ihm sehr schlecht.

Ich nahm nun die neue blaue Weste und den Hut und die feinen Stiefel — und fort damit zum Trödler und dann zum Hundebader!

Und als ich denselben mit mir in mein Logis gebracht hatte und wir allein waren, packte ich ihn beim Nacken und drückte fest zu und sagte ihm, er selber sei zwar ein großer Esel, aber den Hund dort müsse er mir wieder gesund machen, sonst würde er in seinem Leben nie wieder Hunde kurieren.

Er schrie und bat und faselte eine Menge dummes Zeug zusammen; zuletzt aber meinte er, daß der Hund vielleicht das Klimafieber habe, und ich daher am besten thäte, gleich mit ihm dahin zu reisen, wo er daheim sei.

Sa, darin lag etwas Wahrscheinliches. Ich nahm nun auch die feine blaue Jacke und fort damit zum Trödler!

Ich erhielt dafür zehn Mark Banco in Gold und einen alten grauen Rock mit langen Schößen, die ich am Boden nachzog. Des Abends begab ich mich dann mit Munter



unter dem Rocke zum Lübecker Bahnhofe, und ich kann darauf schwören, daß mich niemand für einen Seemann hielt, der auf langer Reise gewesen war.

In Lübeck schiffte ich mich an Bord des Dampfers nach Hause ein; und es war seltsam genug, daß mein Reisekamerad, je näher wir nach Hause kamen, sich auch immer mehr erholte.

Er hatte förmlich wieder blaue Augen bekommen, und er legte meine Hand und blickte mich an, und ich mußte meine eigenen Augen niederschlagen und bei mir selbst denken, wie wir Männer doch schwache Geschöpfe sind, und wie es viel leichter sei, seine guten Kleider zu verkaufen und sich davon zu machen, als zu bleiben und der Verführung zu widerstehen.

Als ich dann längs des Strandes mit Munter an den Fersen heim ging, da riefen die Leute, welche draußen standen und Würmer suchten:

„Hallo! Was für ein Mormonenpriester kommt da daher?“

„Ich bin's!“ antwortete ich und zog dabei die Schöße in die Höhe.

„Ah, wirklich!“ riefen sie. „Das ist eine nette Sache, die du dir angeschafft hast. Ist die auch mit dir um Kap Horn gewesen?“

„Ja, alle dreimal,“ sagte ich. „Fragt nur Munter, denn der schwindelt euch nichts vor.“

Und dann kam ich heim zum Alten und tauschte den Rock mit ihm.

## Ein stummer Bericht über einen Schiffbruch.

---

Wenn die Hoffnungslosigkeit sich jemals einen Gewerbeschein gelöst hätte, um sich in einer Kommune niederzulassen, so müßte es in dieser Strandgemeinde gewesen sein. Traurige Sandmeiler, langgedehnt und einförmig wie die Traurigkeit selbst; halbausgewischte Dünen gegen das Meer zu; Brackstücke als Wegweiser, wo kein Weg war; eine unablässig nervös sich wiegende Möve als Belebungs mittel, die ewigen Regenschauer eines unbeständigen Himmels, der an einem Tage ebenso oft weinte, wie ein tränkendes Kind; hie und da zwischen den Meilern einige Häuser und Halbhufen von herzlich verzagtem Aussehen; Andeutungen von Weiden mit einem Gespenst von einer Kuh und zwei Schafen, so mager wie Windspiele; ein säuerlicher oder ganz saurer Geruch von stillstehenden Wasseransammlungen zwischen den Dünen — und schwenkte man dann hinaus durch die Düne und gelangte man hinab zum flachen Strand, so war hier diese Brandung, die beständig über die Riffe hinweg hineinrollte gegen den Sand, und brauste und Atem holte, wie ein Mensch, der zu schnell gegangen ist und eine Begebenheit erzählen will, eine sehr ernste Begebenheit — kurz gesagt: eine schlimme Nachricht; aber er kann nicht dazukommen; es ist etwas, das zurückhält. Und er verdreht die Augen im Kopfe, und seufzt, und stöhnt: *Ha . . . aa . . . mein Gott! mein Gott! . . .*

Der Wagen hatte keine Federn — natürlich; aber der breite Wagenstuhl hing an seinen Lederriemen, und es war gut Platz für den Landdokter und mich. Es war zu gut Platz, und unsere Schultern und Mützenschirme kamen öfter in eine engere Berührung miteinander, als es bei einer

Wagenfahrt unter gewöhnlichen Umständen der Fall zu sein pflegt.

„Entschuldigen . . . ah, entschuldigen . . . das ist aber doch . . . !“

Und dann mußten wir lächeln, wurden aber doch gleich wieder ernst. Und dann wollten wir unsere Pfeifen aufs neue anzünden.

Wir machten gerade die Schwenkung zum Strande hinab, und ich vergaß, die Pfeife wirklich anzuzünden; der Doctor aber ließ sich nicht genieren.

„Sie sind nicht daran gewöhnt!“ sagte er und klappte den Deckel wieder zu. — „Ja, ich gestehe, es ist hier traurig, besonders an einem Herbsttag. Aber wenn man beinahe täglich diesen Weg hier macht — und auch oft in der Nacht — dann — ist schon wieder ausgegangen — haß, haß, haß — dann — Sie verstehen — Gewohnheit ist die halbe Natur — und außerdem — gegen was werden wir auf die Länge nicht abgestumpft?“

„Haben Sie jemals eine Strandung gesehen? — mit eigenen Augen?“ fragte ich.

„Massenhaft! Das heißt — hm! genau gesprochen — ich bin beinahe immer erst später dazu gekommen — zur Leichenbeschau und dergleichen.“

„Ja, ich auch!“ antwortete ich.

Wir fuhren schweigend weiter. Der Wagen wurde von den armen Pferden durch den Sand gezerrt; unser Kutscher schlug auf sie ein, ohne etwas zu sagen. Es fiel mir ein, daß er mit demselben Resultate es auch hätte sein lassen können, die Peitsche zu gebrauchen; allein ich konnte die nöthigen Worte nicht hervorbringen; ich war gedrückt, dumpf, irritiert, leidend und stumm, vor allem stumm, karg mit der Sprache. Und ewig spülte diese Brandung gegen uns herein, mit dem eigentümlichen kurzatmigen Laute, der sich zwischen der Grabesstummheit der Dünen verlor. Wie längs dem eingesunkenen Erdwall eines Friedhofes fuhren wir

dahin; und auf der entgegengesetzten Seite immer dieses Meer mit seinem unveränderlichen: „aa mein Gott — mein Gott!“

„Na, bearbeiten Sie den Stoff? fragte mein Nebenmann.

„Welchen Stoff?“

„Strandungen!“

„Ich habe, wie gesagt, noch keine gesehen, und Sie ja auch nicht, sonst könnten Sie mir wenigstens von einer solchen erzählen!“

„Nichts ist leichter als dies! Ich habe in diesen vier Jahren genug darüber gehört — man hört ja nur darüber. Man spielt sein P'hombre und spricht von Strandungen bei uns. Da war zum Beispiel die letzte . . .“

Die Pferde waren stehen geblieben. Sie mußten Atem schöpfen. Der letzte Regenschauer war über uns hinweggegangen und wir hatten jeder die Pfeife eingesteckt. Das Meer hatte begonnen sich zu erheben; es stöhnte nicht mehr, es schrie mir etwas laut zu, ich konnte es aber nicht verstehen. Durch die Düne, aus den Gräben heraus, dicht vor dem Wagen, kam eine Gestalt mit einer aufgewundenen Rolle Leine über den Schultern. Als die Pferde stehen blieben, blieb auch die Gestalt stehen. Es war ein hoher, magerer, kräftig aussehender Mann, etwas nach vorne gebeugt, wie es der Bewohner dieses Strandes leicht wird. Er ging hierauf ganz in den Schwemmsand hinab, wickelte die Leine ab und blickte in die hohen Wogen hinaus, als ob er denselben etwas sagen wollte — oder als ob er horchte, was sie schrien. Dann wirbelte er die Windungen der Leine hinaus in das zischende Wasser, zog sie wieder ein, schien zu stutzen, lief ein wenig zurück, warf sie wieder aus und stieß während dieses seltsamen Spieles ein fast unmenschliches Grunzen aus. Er gebärdete sich bei diesem Spiele wie ein Kind. Ich betrachtete ihn: sein Haar war eher weiß als grau und doch deutete nichts bei ihm auf einen Greis. Er stierte uns an und zeigte sich ziemlich gleichgültig gegen unsere Anwesenheit. Dann begann er sein Spiel von neuem.

„Da haben wir ja Matz!“ sagte der Doktor. Und er fuhr mehr zu mir gewendet fort: „Sehen Sie, Matz wäre der richtige Mann für Sie. Er befand sich eines Abends allein auf diesem öden Strich in der Düne, als ein großes Schiff strandete. Er wohnte dem ganzen Drama vom Anfang bis zum Ende bei. Es war allerdings eine besonders schreckliche Strandung. Er hätte Ihnen darüber erzählen können. Aber leider . . .“ — „Nun? warum leider?“ fragte ich. — Der Doktor blickte mich verstohlen an und stopfte von neuem die Pfeife. „Er ist nach dieser Nacht irrsinnig geworden — wie Sie sehen. Und, sonderbar genug, die Sprache hat er auch verloren. Ich will gar nicht sprechen von der Farbe der Haare; — sie waren früher feuerrot.“ — „Er wurde verrückt?“ fragte ich leise. — „Ja, — und stumm. Er muß wohl Anlage dazu gehabt haben . . .!“ meinte der Landdokter und blies eine Rauchwolke vor sich hin.

## Ein Weihnachtsabend.

Es hatte am Tage vor dem Weihnachtsabend geschneit und ich war nach Bangaa hinausgegangen, weil Bangaa so reizend aussieht, wenn eine Schneedecke darüber gebreitet ist. Während der Nacht fiel noch mehr Schnee — und noch mehr — und viel mehr noch, und es war nun gar nicht weiter daran zu denken, daß irgend ein Mensch von Bangaa nach der Stadt kommen könnte.

Ich weiß nicht, was es ist, einen Wagen oder einen Schlitten oder bloß ein Pferd mit Gold aufzuwiegen. Ich habe niemals so viel Gold auf einmal gesehen — und ich hoffe auch, daß ich niemals so viel sehen werde. Aber der Wirt sagte mir, selbst wenn ich einen Schlitten mit Gold aufwiegen wollte, würde es mir nichts nützen. Es gab eben keinen fahrbaren Weg; ich mußte bleiben. Telegraphieren — ja, das konnte ich. Und so telegraphierte ich denn einen ganzen Brief nach Hause. Und ich war sehr verdrießlich; und es stöberte und stöberte; und dann stolperte ich durch die Schneewehen hindurch, hinüber nach der „Transpiration“, um dort meinen Weihnachtsabend zu feiern.

Was die „Transpiration“ ist? — Ich weiß es, aufrichtig gesagt, selber nicht. Die Fischer wollen nicht damit heraus. Es ist ein Name, den sie von einer Rauffahrteifahrt mitgebracht hatten. Ich denke, es war ursprünglich etwas wie „Dreieinigkeith“, „Trinidad“, „Trinitatis“. Die Fischer haben eine Vorliebe für solche Namen; ich glaube jedoch nicht, daß sie selbst wissen, was dieselben bedeuten. Aber es ist ein Gebäudename. Mitten in Bangaa liegen drei kleine, niedrige Häuser, eins ins andre gekleilt, geklopft und

geschraubt, mit ganz dünnen Scheidewänden; sechs winzig kleine Fenster, ein gemeinschaftlicher Rauchfang, drei Brettergiebel und zwei Thüren. Es ist unmöglich, die Konstruktion zu erklären; unmöglich, zu erklären, wie drei Familien darin leben können — zusammen und doch jede für sich — ohne sich in ihren Rasen, Bettstellen, Wiegen, Butterbüchsen, Holzhausen und Schnapsgläsern zu irren.

Man hat alles gemeinschaftlich, und gleichwohl hat jedes das Seine. Man zankt sich zwar bisweilen ein wenig, schlägt sich aber nie, besteht auf seinem bestimmten Recht, borgt einander alles und fordert es pünktlich zurück. Man setzt dem harten Druck des Daseins Widerstand entgegen. Es ist notwendig, daß man es thut, und darum — thut man es auch!

Diese Weihnachten drückte das Dasein hart drüber in der „Transpiration“. Es hatte den ganzen Herbst keinen Fischfang gegeben, keinen Verdienst. Das wußte ich, und ich hatte schon früher einen Korb mit Baierisch Bier, Kaffeebohnen, Zucker, kleinen Holzpfaisen und Kardustabaß hinüber geschickt. Ich war auch ohne Korb willkommen — das wußte ich; aber ein Korb bleibt doch immer ein Korb, besonders am Weihnachtsabend. Ich blickte mich durch den Thürrahmen und nahm denselben beinahe auf den Schultern mit in die Stube hinein.

„Guten Abend; fröhliches Fest!“ grüßte ich.

„Guten Abend; fröhliches Fest!“ lautete es.

Alle drei Familien saßen in der Stube — der größten der Stuben — und selbst die war so klein, daß ich es gar nicht zu sagen wage, wie klein sie war. Es befanden sich darin sechs Erwachsene und drei Kinder; außerdem eine Petroleumlampe, zwei Wiegen, eine Kistenbank mit gestopftem Polster, ein Tisch, eine Kommode, drei Stühle, eine Holzliste, Kindswäsche und Fischerzeug auf einer Kleiderschnur — und dann ich selbst. Nein, ich vergaß den Kachelofen und einen Hängeschrant.

Es war warm in der „Transpiration“.

Draußen stöberte es in einem fort; man hörte nicht einmal die Brandung; der Schnee segte gegen die kleinen Fensterscheiben wie der Besen über das Deckensfenster auf einem Schiffe. Ab und zu segte er auch durch die Thürriße herein. Niemand beachtete es und so kümmerte auch ich mich nicht weiter darum. Ich setzte mich. Und nun muß ich vorstellen:

Hier ist Knut — der Wirt in dieser Stube, klein, kurzstämmig, breitschulterig, mit dichtem Rinnbart und einem großen, wollenen Tuch um den Hals. Er drückte zwinkernd das eine Auge zu und blickte auf die neue Holzpfeife nieder; dann nickte er: „Sie hat wohl einen guten Zug, brennt aber anfangs ein wenig auf der Zunge. Sm — prächtiger Tabak!“

Das war sein Dank, und der spiegelte sich in seinem ganzen Gesicht und sprach zugleich seinen Segen über alle Bierflaschen, welche auf den Tisch gestellt waren, meine Ankunft erwartend.

Jens, der Bruder, saß dort; jünger, zäher, mit weichem, feinem Bart und einem mürrisch-traurigen Zuge im Gesicht. Sein Weib war im Sommer begraben worden und hatte einen kleinen, totgeborenen Fischer mit sich genommen. Jens saugte an der Pfeife, unbekümmert darum, ob der Tabak auf der Zunge brannte oder nicht. Er nickte kurz. Das war sein Dank und das genügte. Dort saß Johann, der Vetter, oder vielmehr er saß nicht, sondern er sprang auf und stieß auch ganz richtig mit dem Kopfe gegen die Deckenplatte. Er war ein bartloser, schlanker, breitschulteriger, gebrochener Riese, ein Brack eines verwegenen Seemannes und Kaufbolbes, das die langen Reisen und die zimtfarbigem Mädchen in der Malakkastraße, mehr mitgenommen hatten, als es für einen Fischer gut ist, der sich und die Seinen durch die Arbeit im Boote ernähren soll. Grenzenlos gutmüthig und grenzenlos leichtsinnig, faul in Folge seiner Kränklichkeit, dann auf einmal von einer Ar-



beitswut befallen, die wieder mit feuchten Waren belohnt werden mußte, eitel, bescheiden, lächerlich mit seinen Geschichten — ein Sammelsurium von Kind und Galgenstrick. Er dankte mir mit einem Wortstrom, riß alles nieder, um mir einen Stuhl zum Sitzen anzubieten, verlor dabei die Pfeife, erklärte, daß er nie etwas verliere, faßte den glühenden Tabak mit seinen harten Fingern und stopfte denselben, vermischt mit Sand, Sägespänen und kleinen Stückchen Wollgarn in seine Pfeife hinein, während er zog und spuckte und darauf schwor, es gebe nichts, was der Mensch nicht rauchen könne — ausgenommen Guano. Denn das habe er einmal auf der See versucht; darauf habe er aber den ganzen Tag hindurch draußen in der Gallion sitzen müssen!

„Na, du Unmensch; wirst du nun bald vernünftig werden!“ sagte eine klare, tiefe, lachende Stimme von der Risienbank her.

Es war Thilde, Johannis Weib. Sie hatte ihn genommen, wie sie selbst sagte, weil eine ihn nehmen mußte, wenn er nicht in das Zwangsarbeitshaus gesteckt werden sollte. Aber es gab doch auch einen weniger praktischen Grund. Der Riese war vor sechs, sieben Jahren noch eine hübsche Ruine gewesen; besonders hatte er ausgezeichnet getanzt. Und Thilde liebte den Tanz. Aber sie liebte zugleich auch leidenschaftlich ihren Galgenstrick — wenn auch nicht eben auf eine sentimentale Weise. Als die Kräfte des Riesen gleich nach der Hochzeit abnahmen, fuhr sie, schwanger wie sie damals war, allein in die See hinaus, ruderte mehrere Meilen weit, um die Netze zu legen, kam heim, schlief ein paar Stunden, warf dann den Korb mit Fischen auf den Rücken und schleppte sich damit im ganzen Kirchspiel herum. Sie bekam ihren Buben, fuhr wieder in die See hinaus und ging mit dem Korbe, schimpfte auf Johann, wenn er einen recht dummen Streich gemacht hatte, und verzieh ihm eben so schnell wieder.

Dieses Weib hatte das Gesicht eines Kindes auf einem

hohen, schlanken, breitschulterigen Körper; einen Hals und eine Brust wie eine antike Statue, eines Mannes Lenden, eines Mannes Hände, einer Dame Knöchel, Füße und elastische, kurze Schritte. Kräfte hatte sie für einen Mann, Willen aber für drei. Sie besaß die unerschöpfliche Quelle der Liebe eines Weibes aus dem Volke — obschon sie wahrscheinlich über diesen Begriff niemals nachgedacht oder denselben bei seinem Namen genannt hatte. Es ist doch unzweifelhaft, daß man unter dem Volke und unter den Königinnen der Geschichte die hervorragendsten Weiber findet. Um die vorzüglichsten Männer zu suchen, muß man zu der gebildeten, selbstbewußten, kräftigen Mittelklasse gehen.

Ich wurde veranlaßt, eine solche Beobachtung mit mir selbst anzustellen. Ich konnte nämlich in diesem Augenblicke absolut nichts von dem verstehen, was in der Stube gesprochen wurde.

Thilde hatte vor kurzem ihrem Galgenstrick ein neues Pfand — ein Fischerpfand — ihrer Liebe geschenkt. Es war ein kleines, zierliches Mädchen, das seine winzigen, rosenroten Nägel in die weiße, antike Brust eingrub und an der mütterlichen Quelle saugte.

Hier genierte man sich nicht. „Er kennt das wohl selbst von daheim,“ meinte Thilde mit einem Blick auf mich, und das Tuch, welches zuerst die Brust bedeckt hatte, wurde bald dazu verwendet, um nachzutrocknen, wenn die Quelle für die kleine Saugscheibe zu reichlich floß. So oft dies geschah, und das Tuch nicht rasch genug gebraucht wurde, begann der kleine Mund laut zu schreien. Hierauf wurde beschwichtigt und zwei kräftige Finger umklammerten die weiße, gewölbte Halbkuugel, und wieder lief die Quelle über — und wieder Geschrei.

Man genierte sich gar nicht bei der Kistenbank. Es war hier eigentlich eine Wiegenstube etabliert; nun standen die Wiegen leer.

Neben Thilde saß Line, Knuts Weib; sie war sehr

schmächtig und zart gebaut und hatte zwei ehrliche, graue, wachsame Augen, die beständig bald auf den Mann hin, bald auf den kleinen Fischer in ihren Armen blickten, einen kurzstämmigen Vielsraß und Schreihals, der unglücklicherweise an einer armen, mageren, schwachen Brust lag, die ebenfalls nicht mit einem Tuche bedeckt war.

Der kleine Fischer schrie beinahe unablässig. Hier war zu wenig — dort zu viel.

Die dritte Person auf der Kistenbank war der alte Johann, Thildes Schwiegervater. Er saß dort mit dem Enkel, einem sechsjährigen Knaben, im Arme. Der Knabe war sehr müde, schlummerte leise und weinte von Zeit zu Zeit, dabei zappelnd und sich windend. Der Alte beruhigte ihn, drückte ihn zu seiner groben, geflickten Weste hinauf, herzte ihn, erzählte ihm Geschichten; keine Mutter hätte größere Geduld zeigen können, als dieser weißhaarige Ehrenmann, der — wie es in Bangaa hieß — mit allen sieben Todsünden behaftet war, dafür aber diesen Knaben liebte, wie man im alten Testament, in den Edden und sonst hie und da im Leben an den seltsamsten Orten liebt.

Der alte Johann hatte beständig den Knaben bei sich; in der Nacht in seinem Bette hinter der Scheidewand, während des Tages bei der Arbeit — wenn er überhaupt arbeitete. Man behauptete, daß der Alte Hunger leide, um Schilling für Schilling für seinen kleinen Abgott zu ersparen. Wenn er wirklich Hunger litt — und ich habe keinen Grund, es zu bezweifeln — so entschädigte er sich dafür beim Hängeschrant. Auch jetzt erhob er sich von Zeit zu Zeit mit dem Knaben, ging zum Schrant hin, murmelte etwas, tastete mit den Fingern herum, glückste ein wenig und ging wieder zurück, seinem Säugling Schweigen gebietend. Und er sang bei allen seinen Beschäftigungen, beinahe als ob er kindisch geworden wäre, ein Stilk oder etwas Zusammengeschnittes von einem ursprünglich geistlichen Liebe:

„Dir, Jesus, Gott, ich mich empfehl',  
 Befrei', o Lazarus, meine Seel,  
 Und heil' mein Fleisch, stärk' den Verstand,  
 Treib' aus den Teufel mit deiner Hand,  
 Auch aus dem falschen Maß und Gewicht,  
 Doch mir nimm' deinen Schutz du nicht;  
 Als Kindlein du gekommen bist.  
 Und Lazarus jetzt im Himmel ist.“

Es wurde ein merkwürdiger Weihnachtsabend, dieser. Es genierte niemand, daß man nicht hören konnte, was der einzelne sagte. Zuletzt genierte es auch mich nicht mehr. Das Gespräch nahm seinen ungestörten Gang. Die Pfeifen und der Tabak — und namentlich das Bier — halfen! Thilde stand auf und begann am Ofen Kaffee zu bereiten, dabei beständig über ihre Schulter nach rückwärts plaudernd und das Kind an der Brust. Wir Männer leerten die Flaschen, die auf dem Tische standen; nur der Alte trank nicht mit; er rühmte sich, daß er niemals von diesem „Gift“, dem Baierisch Bier, gekostet habe; und bisweilen sang ein Vers seines Liedes, das er über seinem jungen Abgott sang, in das Gespräch hinein, und Knut nahm ruhig seine Pfeife aus dem Munde und bemerkte ganz ernst und so entfernt von einem schlechten Witze, als nur möglich, daß es doch „im Grunde heiliger Abend sei, und da müsse man den Alten schon singen lassen!“

„Und nun sollen Sie ein Weihnachtsgeschenk von mir erhalten,“ fuhr er fort. „Und das soll der Dank sein für das, was Sie uns gebracht haben. Denn Sie hören ja gern Geschichten!“ worauf er eine Geschichte begann, wie er in einer Dezembernacht in einem neuen, offenen Boote heimruderte und vom Sturme in das Kattegat hinaus verschlagen wurde. Und die Geschichte wurde lang; sie drohte eben so lang zu werden, wie es die Dezembernacht gewesen war. Da griff Johann ein. Er hatte sich inzwischen schlau den Bruderpart der Flaschen zugewandt. Während der andere beständig fortfuhr, zu erzählen, schlug er auf den Tisch:

„Nun sollen Sie mein Weihnachtsgeschenk erhalten! Hören Sie doch nicht dem Knut dort zu; es giebt keinen Spaß bei dieser Geschichte!“ Und hierauf begann Johann eine Erzählung von der Malakkastraße; und er taumelte mit dem Kopfe und drehte den Bauch und zeigte, wie die Zimtfarbigen getanzt hatten und erzählte, was noch mehr dort passiert war, was nicht wiedergegeben werden kann und kaum angehört werden konnte. Die Weiber saßen auf der Ristenbank und tranken Kaffee; Lines kleiner Fischer schrie unablässig; Line blickte traurig auf ihn nieder; Thilde lachte, aber nicht über die Geschichten ihres Mannes; die kannte sie ja schon zu gut; sie lachte zu ihrem kleinen Mädchen, das ebenfalls lachte und die Kaffeetasse erwischte und einige Tropfen auf sich verschüttete, und darauf überlaut schrie.

Ich selbst begann jetzt die „Transpiration“ ziemlich warm zu finden. Aber Jens, der mich beobachtet, und Johann, welcher ein malayisches Lied brüllte, mehrere Male warnend zur Ruhe gewiesen hatte — Jens erhob sich plötzlich und sagte:

„Hier wollen auch die andern noch ein Weihnachtsgeschenk geben. Jetzt kommt die Reihe an mich. Der Johann soll sich da nicht besaufen und Possen spielen an diesem Abend.“

Und eins, zwei, drei. Es war ein kleines Erdbeben. Es wundert mich noch heute, daß nicht die ganze „Transpiration“ Sprünge bekam. Knut hatte mit sicherem Instinkt die Lampe ergriffen; man sah nur, wie ein langer Körper in der Luft geschwungen wurde. Wie eine Windmühle mit vier ausgestreckten Flügeln — und der kleine, zähe Jens trug den Helben der Malakkastraße zur Thür hinaus, welche Knut hinter ihm zerschlug.

Einen Augenblick darauf kam Jens wieder zurück, setzte sich ruhig auf seinen Platz und zündete die Pfeife wieder

an, die er weggelegt hatte. Er wandte sich zu Thilde und sagte ohne Born oder Aufregung:

„Ich hab ihn hineingetragen und auf dein Bett gelegt! Er kann sich dort wohl ausschlafen?“

„Ja, das kann er,“ antwortete Thilde, welche nur etwas neugierig aufgesehen hatte. „Willst du eine Tasse Kaffee?“ Jens nickte; und dann saß er eine Weile sinnend und blickte fast wehmüthig nach der Wiegenstube hin.

Knut ruderte weiter in seinem offenen Boot und landete endlich in Anholt.

Da wurde es in der Stube plötzlich still. Man hörte draußen den Schnee fegen. Im Winkel aber saß der alte Johann und sang über seinem Knaben:

„Als Kindlein du gekommen bist.“

Und hierauf schrie Lina's kleiner Fischer, indem er mit den kleinen, halb geöffneten Händchen an der armen, mageren, schwachen Brust zerrte.

Knut kam plötzlich von Anholt mit gutem Wind nach Hause und sagte ruhig, aber doch mit einem kleinen Vorwurf in der Stimme:

„Du wirfst ihm ein wenig von deinem Kaffee geben müssen, Lina!“

Der Knabe weinte; auch Lina blickte ganz weinerlich bald auf Knut, bald auf mich und bald auf den Kleinen.

„Jetzt kann ich mein Weihnachtsgeschenk geben!“ sagte Thilde. Und sie öffnete nun vollständig den Leib ihres Kleides, legte ihr kleines Mädchen an der einen weißen, gewölbten Halbkugel zurecht, nahm Lina den Knaben und legte denselben wie ein Käzchen an ihre andere weiße, gewölbte Halbkugel. Er sog augenblicklich.

Sie aber lehnte sich ein wenig zurück, während Lina ganz stumm dasaß und mit den Händen ihre schwache Ernährungsquelle bedeckte.

Und Thilde lachte vor sich hin, mit diesem Lachen, wie es die Unbewußten, die Guten und die Starkeu haben. Und sie sprach ein seltsames Wort, welches ich nicht vergesse.

„Hier ist Weihnachts = Abendbrot für Kinder armer Leute!“

Ich dachte an meine Kleinen daheim. In diesem Augenblicke hüpfen sie wohl um den prächtigen schönen Baum herum — in dem großen hohen Zimmer mit Gemälden, Bücherschrank und Klavier. In diesem Augenblicke wurde vielleicht mein Telegramm verlesen. Wenn sie nur auch diese Geschichte mitbekommen hätten! Aber sie können dieselbe nun ja lesen!

---

## Die Erzählungen des Bollaſſistenten.

### 1. Der Schiffszwieback.

„Setzen Sie ſich!“ ſagte er zu mir. Ich ſah mich nach einem Stuhle um, auf den ich mich hätte ſetzen können. Es gab aber keinen. Die wenigen, welche ſich in dem kleinen Zimmer befanden, waren eben von den Kindern in Beſchlag genommen, fünf krauſhaarigen Rangen, welche „die engliſche Panzer-Eſcadre“ ſpielten.

Der Aſſiſtent ergriff einen der mächtigſten Schiffsrümpfe, hob ihn mit ausgeſtrecktem Arme empor, wiſchte das Verdeck ſäuberlich mit einem baumwollenen Taſchentuche rein und ſchob ihn mir hin, indem er ſeine Aufforderung wiederholte. Ich ſetzte mich.

„Sie haben nicht wenig von dieſer Art!“ ſagte ich, indem ich auf die Kinder deutete.

Er lächelte mich an auf ſeine plötzliche, blinzelnde, ſchelmische Weiſe. Er beſaß dieſe Gattung unverwüſtlichen Humors — halb Sorgloſigkeit, halb angeeignete Philoſophie — die man in mißmutigen Augenblicken ſeiner ganzen Nation wünſchen könnte. Man erträgt dabei leichter die ſchweren Zeiten; und kommen die guten, ſo ſchlägt der Humor nicht in Übermut um. Ein großer Theil der Mittelklaſſe ſchlägt ſich damit leidlich durch — ſei es nun zu Waſſer oder zu Lande.

Er hatte mir ſein Geſicht, das vom prallen Lichte des Fenſters beleuchtet war, voll zugewandt. Der Naſenſtumpf war von dem Meſſer eines chineſiſchen Seeräubers gezeichnet; doch hatte der Schnitt dieſen Geſichtsteil nicht verunſtaltet. Das Kinn war feſt, geſchloſſen; der ergrauende Backenbart



kurz gestutzt; die Stirne breit und hart, wie geschaffen, um gegen Thürkanten, Schränke oder Wände zu stoßen. Es war das Gesicht eines Seemanns, welches noch nicht in dem des Beamten aufgegangen war. Der entscheidende Ausdruck kam von den schelmischen Zügen um den Mund und darin auch von der gutmütigen Verständigkeit der Augen.

„Wir haben nun sechs — mit der Kleinen da drinnen, die noch nachgepurzelt kam. Die verbrauchen was, die, und man muß sich für sie verbrauchen — und gleichwohl möchte man keines von ihnen verlieren, wenn es darauf ankäme. Harald! den Peter nicht stoßen! Sieh ihm schön den Schiffszwieback!“

Hierauf erzählte der Assistent von den Schiffszwiebacken.

„Mit Wenigem leben, ja, das kann man, wenn man muß. Aber mitunter kann es auch sehr wenig werden. Was sagen Sie z. B. zu einer Anfangsgage von zweihundert Reichsthalern (ungefähr 450 Mark), von der Mann, Frau und zwei Kinder leben sollen?“

„Anfangsgage?“ . . .

„Ja; der Anfang zog sich etwas in die Länge: er dauerte länger als die zweihundert Thaler. Ich war verheiratet, sehen Sie! — Wir hatten einen kleinen Jungen, den Stammherrn, der etwas zu früh in die Welt eingetreten war. Hierauf kam der nächste umsoviel schneller, wenn man nach dem Taufregister rechnen muß. Mutter und ich liebten einander, und wir liebten die Kinder, und die Schwiegermutter blieb auch bei uns — von wegen der Ordnung. Aber leben mußten wir. Ich war mit königlicher Ernennung als jüngster Zollbeamter in S—havn angestellt, und Mutter und Schwiegermutter lebten mit den Kindern in der Stadt in einem dritten Stock eines Hintergebäudes in der Reverensgasse und nähten Halsbinden für Soldaten, oder Schuhe aus Tuchenden und anderes dergleichen. Sie erhielten die zweihundert Thaler bis auf den letzten Schilling, und ich nagte am Hungertuch. Das war ja in der Ordnung —“

„Sie lebten also getrennt von Ihrer Familie?“

„Natürlich! In S—havn wären wir alle Hungers gestorben. Denn von Soldaten befand sich hier nur ein verhoffener Unteroffizier, der niemals seine Halswäsche wechselte, und Tuchendenschuhe brauchte man hier nicht. Da sag' ich zu mir selber: Das ist nicht gerade sehr lustig! Aber es kann ja auch nicht immer lustig sein. Die Kleider begannen an mir zu hängen wie ein Segel am Mast bei Windstille; und wäre ich nicht von Jugend auf an die schmale Kost am Bord der alten, schlechten Schiffe gewohnt gewesen, ich hätte auch jetzt nicht von der Luft leben können.

Das eine und andere Mal lud mich der Unteroffizier zu sich auf einen Schnaps und ein Stück Schweinsulz; aber es konnten dann acht Tage vergehen, an denen er selber nichts hatte, und hinsichtlich des Schnapses — zu dem er sich hielt — bin ich immer, ohne mich zu loben, mäßig gewesen. Das dauert nämlich am längsten — und man muß doch an den Stand und an die Kinder denken. Viel zu thun gab's nicht. Ich hatte Zeit genug, an die Zukunft zu denken. Ich jagte ein wenig, und ich fischte ein wenig; und auf diese Weise lebte ich, wie ich's bei den Wilden gesehen hatte — ausgenommen jedoch, daß ich den Unteroffizier nicht verspeiste, da er weder appetitlich ausseh, noch appetitlich roch.

Eines Tages war es indessen besonders schlimm bestellt. Ich hatte von Muttern einen Brief bekommen, worin es hieß, daß ich mich infolge meines letzten Besuches daheim auf eine Vermehrung der Mannschaft in der Reverensgasse gefaßt machen müsse. Wir sind ja alle Menschen. Es läßt sich über diese Sache nicht disputieren. Der Geistliche lehrt uns unsere Pflicht, und, wie gesagt, Mutter und ich liebten einander. Aber schlimm genug war es doch.

Ich saß auf der alten Schanze und blickte auf das Meer hinaus, und hätte ich nicht so großen Hunger gehabt, so wäre es sehr schön gewesen. Jetzt ärgerte es mich nur,

daß dieses ganze Wasser nicht gutes doppeltes Schiffsbier, und all diese Kieselsteine nicht guter Roggenzwieback waren. Ich hätte Lust gehabt, sie anzubeißen, wie sie dalagen, so lüftern war ich auf Zwieback — aber ich dachte an meine Zähne und ließ es sein.

Da kommt dann eine Galeasse, die ich für einen Swendborger hielt, und wirft gerade vor mir Anker. Ich weiß nicht weshalb, aber ich gehe zur Jolle hinab, die wir am Strande hatten, und rudere zu dem Schiffe hinaus. Das war doch immerhin eine kleine Zerstreung.

Und ich komme auf das Verdeck und frage nach dem Schiffer; er sei unten in der Kajüte. Ich gehe hinab und wünsche „Guten Tag“, und der Schiffer, der ganz richtig von Swendborg war, wünscht mir auch „Guten Tag“, und ich setzte mich, und ich konnte sehen und riechen, daß man eben erst zu Mittag gegessen hatte.

Na, ich plaudere über dies und das, über Wind und Strömung, und dann fragt der Schiffer plötzlich:

„Wie wäre es mit einem Schluck Kaffee?“

„O ja,“ sag' ich. Ich hab' zwar erst kürzlich gegessen und getrunken — recht gute Suppe mit Klößen und Fleisch und gutes Schiffsbier dazu — aber ein Schluck Kaffee kann niemals schaden!“

„He, Koch,“ sagt der Schiffer, „sei so gut und bring' uns zwei Tassen Kaffee mit Kandiszucker! . . .“ Und bei diesen Worten stellte er die Rumflasche auf den Tisch.

Wir bekamen also Kaffee mit Rum, und es schmeckte, wenn ich es offen sagen soll, nach mehr. Aber ich lasse mir nichts anmerken, und wir plaudern über dies und das, über Wind und Strömung; und dann kommt zufällig der Koch noch einmal herein, um etwas aus der Bank, auf der wir sitzen, herauszunehmen. Und ich schiele verstohlen in die Bank hinein, und seh', daß sie voll herrlicher, großer Schiffszwiebacke ist.

„Was ist das?“ frag' ich und zeige hinein.

„Wo?“ sagt der Schiffer und schaut auch hinein.

„Das sind ja meiner Seel' und Gott Schiffszwiebacke!“ sag' ich.

„Hi, hi!“ lacht der Swendborger und nimmt ein Stück heraus. „Können Sie den zermalmen?“

Und ich schlag' — wie zum Vergnügen — auf den Zwieback und stecke ein Stück ums andere in den Mund und lache dabei den Schiffer an.

„Es ist verdammt lange her,“ sag' ich, „daß ich einen solchen Bissen zwischen den Zähnen gehabt habe. Wenn man halb zur Landratte geworden ist, schmecken einem diese Kieselsteine wieder!“

Und ich lache, und der Schiffer lacht auch, und wir trinken mit dem Kaffee auf gegenseitige Gesundheit, und dann greif' ich — wie zum Spaß — wieder nach einem Zwieback. Und diesen stecke ich in die hintere Tasche.

Da schaut der Schiffer mich an und fragt ganz verwundert:

„Ja, was wollen Sie damit?“

„Ah,“ sag' ich, „ich hab' kleine Würmer daheim, denen die Zähne so schwer kommen wollen. Und da ist ein altes Weib, welches sagt, daß nichts so gut sei, als den Kindern Schiffszwieback zum Magen zu geben, wenn das Zahnfleisch juckt. Auf dem Lande aber haben wir nichts dieser Art. Darum — mit Verlaub?“

„Ja, nehmen Sie nur!“ sagt der Schiffer. „Das muß ich mir merken und unsrer Mutter sagen. Denn das Zahnfleisch juckt auch bei uns!“

Und hierauf gab mir der Swendborger einen ganzen Arm voll Schiffszwieback.

Ich ging ans Land, und ich lebte — das kann genug sein. Und bei jedem Stück Zwieback, das ich zermalmte, dachte ich an die Kinder daheim. Es war ja allerdings ein kleiner Betrug — aber was ist dabei? Wenn man ehrlich und redlich der Familie seine Gage giebt . . .

„So ist es erlaubt, den Schiffszwieback für seinen eigenen Mund zu behalten!“ sagte ich.

## 2. Von Liebchen, Weibern u. s. w.

Er war heute in prächtigster Laune, mein Zollassistent. Er hatte mit einem Achtellose einen Treffer gemacht, ich glaube fünfzig Kronen, und als der Gewinn flüssig geworden war, fiel das Geld auf eine trockene Stelle. Es zeigte sich, daß es mit „Muttern“ kleine Reibungen gegeben hatte — wegen der Kinder, glaub' ich. Sie hatten schon das Eine und das Andere recht notwendig gebraucht — und nun hatten sie's bekommen; und die ganze Familie, vier bis fünf Mann hoch, ging draußen in der Gasse vorüber, und Mutter nickte zum Fenster hinauf, wo wir saßen; sie erinnerte an ein Pferd, das wieder gut und fromm geworden ist, nachdem es einen neuen Federbusch auf den Kopf, eine neue Kokarde unter das Ohr und neue Scheuleder bekommen hat — doch nein, Scheuleder hatte die Frau Assistentin nicht bekommen. Aber die Augen glänzten so blank wie ein Spiegel — ein Spiegel, den man mit einer Fünfzigkronennote reingewischt hat.

„Ja, die Weiber!“ sagte der Assistent. Und nun glänzten auch seine Augen. Und er nickte hinab und sagte, gleichzeitig stolz und gutmütig: „Meine Frau könnte ganz gut noch für mein Liebchen gelten. Finden Sie nicht?“

„Alte Liebe rostet nicht!“ antwortete ich; denn wenn ein guter Bekannter fröhlich ist, soll man nicht kritisch sein.

Er lachte und blinzelte mit dem einen Auge. Ich konnte sehen, daß sich in ihm etwas regte, was zu einer Mitteilung drängte. In guter Laune war er ja gewöhnlich — wenn es auch noch so schief ging —; heute aber strahlte sein Gesicht, als wäre er noch ein frischer, ausgelassener, junger Bursch. Und was er erzählte, war ebenfalls frisch und jung — und ausgelassen war es auch. Das Spiel des Windes, das Spiel der Woge und ein glückliches, sorgen-

loses Gemüth führten zusammen einen kleinen Rundtanz von Jugenderinnerungen aus seinem Leben auf. Das Leben selbst wird niemals frivol — und mein Assistent war nur lustig.

Er zog eine Lade heraus und kramte darin unter Segelgarnknäueln, Lichtstümpfchen und Papieren herum, bis er ein Daguerreotypie-Porträt fand, welches er mir zeigte. Es glänzte in allen möglichen metallischen Farben, und die Gesichtszüge waren beinahe unkenntlich; aber nach einem hochhalsigen Kleide zu schließen, mußte es einmal ein Wesen des anderen Geschlechtes dargestellt haben, des Geschlechtes, zu dem unsere Liebe niemals abstirbt.

„Ist es . . .?“ fragte ich und blickte verstohlen durch das Fenster auf die Straße hinunter, wo die Familie bereits um die Ecke war.

„Nein, das ist nicht die Mutter; es ist mein erstes Liebchen! Es ist zwar weiter zu nichts zwischen uns gekommen — aber ich habe doch viel mit ihr verdient!“

„Wieso?“

„Sie verstehen es nicht? Das kann ich sehr gut begreifen! Ich begreife es auch selbst nicht, daß er ein solcher Esel war, dieser Bornholmer, mein Kajüten- und Bettkamerad. Aber es ist wohl besser, ich erzähle Ihnen die Geschichte in der Ordnung.“

„Ja, ja, es ist vielleicht besser, Sie haben recht . . .!“  
Der Assistent erzählte:

„Ich habe nie einen lächerlicheren Menschen gekannt. Denn Sie dürfen nicht glauben, daß er ein Frauenzimmer anschaute, wenn er zu Lande war. Aber sowie er an Bord kam, wußte er all die reizenden Lieder von „Thora und Peterilie“ und „Mondschein und blanker See“. Es nahm gar kein Ende. Er schwärmte auf Entfernung, verstehen Sie?“

„Ja, ich verstehe — „platonisch“! . . .“

„Wie? Kennt man es so? Na ja, jedes Ding muß

seinen Namen haben! Da krame ich nun eines Tages am Bord in meiner Kiste herum, und es kommt mir dieses Porträt in die Hand.“

„Laß sehen!“ sagte der Kamerad.

Und er wendet und dreht es und sieht es so zärtlich an, als ob er es verschlingen wollte.

Ich fragte ihn, ob dies seine Absicht sei; aber er antwortete, „das sei es nicht.“

„Na, komm' mir bald wieder damit!“ sagte ich, „denn das Mädchen ist meine Liebste, und du könntest dir leicht die Augen verderben, wenn du sie gar zu viel ansiehst!“

Er fragte, was ich dafür verlangte, wenn er sie zwei Tage lang an der Brust herumtragen und, so oft er Lust habe, ansehen dürfe.

Ich schaute ihm ins Gesicht, und ich sah, daß es sein voller Ernst war. Und nun müssen Sie wissen, daß wir schon lange auf der See gewesen — wir sollten nach China — und daß meine Butterbüchse leer geworden war, während er natürlich mit der seinigen gespart hatte.

Da verlangte ich die Hälfte seiner Butter, und er bekam das Mädchen, und er ging zwei Tage mit ihr unter seinem wollenen Hemd herum, und ich muß annehmen, daß er ebensoviel Vergnügen an ihr hatte, wie ich an seiner Butter, denn als die Zeit um war, erneuerten wir den Kontrakt, und ich leerte seine Büchse, und er polierte das Porträt mit seinen Hemdärmeln und hauchte auf das Glas und versicherte, daß es ein solches Mädchen auf der ganzen Welt nicht gäbe.

Ja, warte du nur! dachte ich. Und ich polierte sie ebenfalls, und wir saßen oder lagen in der Freiwacht und plauderten zusammen von „grünen Wäldern“ und von „der Woge, der blauen“ und von einem kleinen Mädchen, welches so gern auf derselben segeln möchte. Und dann kam ihm das Wasser aus den Augen; ich aber nahm ihm das Mädchen weg und sagte, sie müsse nun wieder in die Kiste

hinein, denn ich könnte sie nicht länger ansehen; ich müßte sonst daran denken, wie oft ich sie geliebt und geküßt, nun aber hier säße mit trockenem Mund.

Da könne ich sie ihm ja noch lassen, schlug er vor.

„Ne,“ sagte ich. „Glaubst du, man hält sich Liebchen, damit andere Männer mit ihnen unterm Wollhemd herumgehen?“

Da bot er mir seine halbe Ration — zuerst vom frischen Fleisch — dann vom Schiffsbier — dann vom Pökelfleisch — und zuletzt vom Wasser. Und jedesmal bekam er sie auf zwei oder drei Tage geborgt; und er wurde mager, während ich mich des besten Gedeihens erfreute. Und als er sich nicht länger selbst um seine Rationen bringen durfte, gab er mir zuerst ein Halstuch, dann ein Paar Hemdknöpfe, dann den Hosenumriemen mitsamt dem Scheidemesser und zuletzt hätte er mir beinahe auch noch seine Hosen überlassen, so silzig er sonst auch war; denn das Mädchen mußte und sollte er ansehen können. Es war dies nun einmal seine fixe Idee geworden. Und so ließ ich ihn denn die Leine auslaufen, stutemalen es weder dem Mädchen noch mir schaden konnte, wenn er sie sich ausborgte, da sie es doch nicht selbst war, und wir überdies, bevor ich abreiste, halb und halb gebrochen hatten.

Aber ausgezeichnet machte sie sich zum — Verborgenen; dieses Lob muß ich ihr geben. Und so kommen wir endlich nach Singapore — das ist dort bei den Malayen, wie Sie wissen.

Wir warfen Anker auf der Rhede, und der Kapitän und der erste Steuermann gingen ans Land. Der zweite Steuermann blieb an Bord. Acht Tage hindurch gehörte das Schiff uns; wir sollten uns ausrasten und konnten treiben, was wir wollten: nur ans Land durften wir nicht gehen.

Ich war früher nie in der Malakkastraße gewesen, aber ich hatte darüber gehört.



„Nun muß endlich einmal unsere Wäsche gewaschen werden; es ist schon höchste Zeit!“ sagte ich zu meinem Kameraden.

„Ja, gehen wir gleich daran!“ meinte er und wollte Eimer und Kübel herbeischleppen.

„Du kannst dir schon Zeit lassen!“ sagte ich. „Nun bringen sie uns die Weiber heraus.“

„Sollen wir denn Frauenzimmer an Bord bekommen?“ fragte er. Und dabei sah er ganz erschrocken aus.

„Natürlich! Sieh nur!“

Es kam ein großes Flachboot angerudert, und an den Rudern saßen lauter Frauenzimmer. Im Steven stand ein schmutziggelbes Männchen. Er hatte einen hohen schwarzen Hut auf dem Kopfe und einen Streifen von einer alten englischen Flagge um den Leib — das war seine ganze Bekleidung. In der Hand hielt er ein dünnes spanisches Rohr, und er fuchtelte damit in der warmen Luft herum und kommandierte die Ruderschläge. Und dann sang er Einiges in seinem Malayisch, und alle Mädchen — oder Weiber — stelen mit ein, und es klang wirklich reizend, obschon wir keine Silbe davon verstanden. Und dann rief er unser Schiff an.

Der zweite Steuermann stieg auf das Fallreep, und der Mann unten verstand etwas Englisch, und der Steuermann oben konnte etwas Malayisch radebrechen, und dann wurde ihnen eine Fangleine hinabgereicht, und eins, zwei, drei — waren sie auf der Schiffsseite und bei uns auf Deck — die ganze Schar mit dem kleinen, verwelkten Malayen an der Spitze.

Er stellte sie alle in einer Reihe auf und ging vor ihnen mit seinem spanischen Rohr auf und ab wie ein General oder hoher Offizier mit seinem Säbel. Er hatte mit seinen echt gaunerartigen kleinen Augen sofort die ganze Mannschaft auf Deck abgezählt, den Steuermann mitgerechnet,

und wir waren unser genau um einen Mann mehr als Malayenmädchen da waren.

Hierauf begann er:

„Well, gentlemen! that's a good staff, you see — all fresh fish, gentlemen!“

Und dann gab er ihnen einen leichten, gemüthlichen Schlag, so daß sie lachten und die weißen Zähne zeigten. Und er ließ sie Arme und Beine erheben, und auf ein neues Kommando drehten sie sich alle um, genau so präcis wie Soldaten, und dann erhielten sie abermals einen leichten gemüthlichen Schlag, wenn sie sich nicht gerade genug hielten, und bei all dem dachten wir im Grunde gar nicht darüber nach, daß sie so leicht gekleidet waren, oder daß es eine seltsame Art war, Wäscherinnen vorzustellen. Denn erstens waren sie so nußbraun und glänzend, daß wir eigentlich meinten, die Farbe sei ihre Kleidung, und zweitens hatten wir selbst nicht viel mehr an — abgerechnet einige alte Strohhitze und aufgestülpte Segeltuchhosen.

Sie waren verschiedenen Alters, aber doch nicht ganz alt; durchgehends hatten sie ein junges und schmuckes Aussehen, sobald man sich nur einmal ein wenig an die Farbe gewöhnt hatte. Daß sie echt war, das sahen wir an zwei dicken Madamen, die an den Flügeln standen; Schweißtropfen rannen ihnen in der Sonne über die Wangen, aber die Farbe blieb sitzen; und als es der einen von ihnen zu heiß wurde, sprang sie ohne Umstände über Bord mit ihrem Florrock und kam wieder ebenso vergnügt herauf wie ein Wasserhund.

Die Haifische mögen nämlich die Malayen nicht. So behaupten wenigstens diese selbst. Vielleicht schmecken auch die farbigen Menschen nicht so gut wie die weißen.

Na, und „der General“ — wie wir ihn sogleich taufte — begann mit dem Steuermann zu verhandeln. Wir hatten unsere halbjährige Steuer ausbezahlt bekommen, und nun sollen wir auf die Wäscherinnen bieten. Da zeigte es

sich, daß der General nicht mehr verstand als seine paar Brocken Englisch; aber Pfund und Schilling verstand er sehr gut. Und er schrie laut in seinem Malayisch und fuchtelte mit dem Stock in der Luft herum und nahm seinen Gürtel ab und schwang denselben und lärmte und schimpfte, und plötzlich kommandierte er alle Damen wieder ins Boot hinab. Nun aber wollten sie nicht. Die Dickste von ihnen trat vor, spreizte die fetten, braunen Finger auseinander, so weit dies möglich war, plapperte ihr Kauderwälsch und setzte endlich alle fünf Finger dem Kerl an die Brust. Er gab ihr einen leichten Schlag mit dem Stocke; sie aber lachte nur, und auch alle übrigen lachten, und dann traten wir vor und erklärten, daß es nun ein Ende haben sollte: sonst schmissen wir den Lummel ins Wasser und nähmen uns die Mädchen, ohne ihm einen Penny zu geben.

Da setzte er sich plötzlich ganz ruhig nieder, zog ein Stückchen Kreide aus dem einen Ohr hervor — oder weiß Gott von wo — und begann auf das Deck die Zahlen seiner Damen, sowie den Preis in langen Strichen aufzuschreiben, den ihm die Tüchtigkeit jeder einzelnen im Waschen zu verdienen schien. Die Jüngeren unter uns waren alsbald handelseinig geworden; die Besonneneren aber feilschten und accordierten, und es waren bald so viele Kreidestriche längs der Deckplanken, als sollten wir eine Gymnastikprobe halten.

Hierauf nahm er sein Geld und ruderte fort, und wir standen nun da mit unseren ockerbraunen Wäscherinnen, mit denen wir kein einziges Wort sprechen konnten.

Ich muß nun sagen, daß es nicht so viel machte. Jeder von uns hatte wohl so ziemlich nach seinem besten Geschmack gewählt. Das Erste und das Wichtigste war, daß unsere Wäsche gewaschen wurde, und übrigens wäre der ein schlechter Seemann gewesen, der sich nicht hätte mit Zeichen und Gebärden verständigen können. Es herrschte im Ganzen eine gute Kameradschaft an Bord, und der eine mißgönnte nicht

weiter dem anderen seine Wäscherin, nachdem zuerst ein paar Stlick von uns einen kleinen Tauschhandel gemacht hatten — ohne Grobheit, sondern in schöner Verträglichkeit, wie es sich für Menschen schickt, die das ganze Jahr hindurch im Schlimmen und im Guten auf ein und demselben Fahrzeug verkehren.

Die armen Mädchen — und nicht minder die soliden Madamen — waren recht gutmüthige Wesen, wahre Kinder, die sich über alles auf Deck und in der Kajüte, oben und unten, unterhielten. Und während sie nun ansingen in Kübeln und Schiffseimern zu scheuern und zu waschen und zu platschen, machte der Koch sich daran, Suppe und Kaffee zu kochen; wir aber lagen bei den Kübeln herum und spielten ihnen Pierrot und Harlekin vor oder sangen ein Lied; und dann spannten wir ein Sonnensegel über das ganze Verdeck, holten unsere Bettdecken herauf, bereiteten uns rings herum in den Ecken gemüthliche kleine Nester und legten uns hinein; und als der Abend anbrach und die Wäscherei für diesen Tag beendet war, überraschte uns der Zimmermann mit ein paar Dutzend farbigen Lampen, die wir an der Wand und den Bardunen unter dem Sonnensegel aufhängten; der Steuermann verteilte Rationen von Rum und Zucker, die wir alle in den Kessel des Kochs zu einer großen Bowle zusammengaben; und diese schmeckte unseren Weibern, und sie begannen zu trippeln und zu strampfen, sich auf ein und derselben Stelle zu drehen und die lange Flöte zu schwingen; wir tanzten einen Rundtanz um sie herum, und wir sangen und sie sangen, und ich zog meine Harmonika hervor, und diese unterhielt sie am allermeisten. Das war ein Jubelieren und ein Halloh und eine Freude!

Aber er, der Bornholmer, mußte seine Wäsche selbst waschen, da für ihn keine Frau da war und er auch durchaus keine haben wollte, sondern im Gegenteil uns anderen vorhielt und predigte, daß dies doch eine sonderbare Manier wäre.

Die anderen lachten ihn aus und die Malayinnen mit.

Als er mir dann aber doch leid that, holte ich das Porträt meiner Liebsten hervor und sagte, er könne sie in der Kajüte für sich allein haben, so lange wir vor Anker lägen.

Ra, und das Wäscher mädchen, welches ich erhalten hatte, war ein lustiges Ding, so gut und brav als der Tag lang war, und so vergnügt über nichts wie ein Kanarienvogel, der auf ein Sprößchen hüpfet. Sie wusch, nähte und flickte für mich als ob sie siebenmal meine Frau gewesen wäre. Und zanken konnten wir uns nicht; erstens, weil die ganze Herrlichkeit nur acht Tage dauerte, und zweitens, weil sie nicht verstehen konnte, was ich sagte, und ich nicht, was sie sagte. Ich nannte sie Bauwan, und sie nannte mich — so viel ich mich erinnern kann — Mumu! Und das sollte sicherlich dasselbe bedeuten wie: Mein Schatz! Und wir weinten beide, als wir Abschied nahmen, ich gab ihr meine letzte Guinee und ein Paar blanke Schuhschnallen, die sie rückwärts unter ihren dicken Zöpfen verbarg, damit „der General“ sie ihr nicht abnehmen sollte. Und sie schenkte mir ein kleines Halsband aus Haifischzähnen, von dem sie sich, wie ich sehen konnte, schwer trennte, und das wohl eine Art Talisman gewesen ist. Leider verlor ich es später zugleich mit vielen anderen seltenen Sachen.

Sie plagte sich, wie gesagt, ehrlich den ganzen Tag mit der Seife und mit der Nähnadel, und sie plauderte mir in ihrer Sprache vor, und ich lehrte sie einige dänische und englische Worte; des Abends war sie eine der Fröhlichsten beim Tanzen, sie wurde geradezu toll und ausgelassen vor Übermut, sowie sie nur von dem süßen Grog kostete. Sie spuckte aus und lachte und nippte wieder und brachte so gut wie nichts hinunter, brauchte aber auch nicht viel. Da sprühte gleichsam Feuer aus ihren Augen und Fingerspitzen, obschon sie sonst den ganzen Tag über so ruhig und still bei ihrer Arbeit saß. Es gab nur noch eine von den anderen, die sich mit ihr messen konnte. Diese andere war üppiger und größer. Wo sie ging, mußte alles weichen;

es machte ihr besonderen Spaß, die Schürzen des Roches umzubinden, eine vorn und eine hinten; dazu setzte sie einen Strohhut mit einem Flederwisch auf und ließ das Haar über die Schultern hängen. Dann drehte sie sich wie ein Kreisel rund herum, warf sich mit den Armen an der Seite nach rückwärts und stand wieder plötzlich still und betrachtete ihren Cavalier mit großen, weit aufgerissenen Augen, die gerade so schwarz waren wie die Bratpfanne des Kochs.

Ihr Herr war ein verdrießlicher und mürrischer älterer Matrose aus Rotterdam. Die Kameraden behaupteten, daß er praktisch sich ebensoviele Kenntnisse in der Schifffahrt angeeignet hatte, als der Capitän selbst besaß, aber aus lauter Knaußerei sich nicht das Steueramtszeugnis erwerben wollte. Wir nannten seine Wäscherin den „fliegenden Holländer“. Er hatte stark gehandelt und gefeilscht, bevor er sie erhielt; es war aber deutlich zu sehen, daß sie sich nicht viel um ihn kümmerte. Abends tanzte sie denn auch allein, während er dalag und seine Pfeife schmauchte und nur zuweilen ein wenig grunzte, wenn sie, wie aus Versehen, ihm auf die Beine trat.

Wir unterhielten uns köstlich; das kann man sich ja leicht denken. Wer aber wie auf Filzsohlen umherschlich und spähte und die Achseln zuckte, das war der Bornholmer. Wenn ich zu ihm in die Kajüte kam und erzählte, wie gut wir es hätten, saß er auf der Kante des Bettes und betrachtete meine Geliebte und wuschte sie mit dem Ellbogen ab.

„Du bist ein komischer Kerl!“ sagte ich zu ihm. „Komm, meine Malayin wird dir deine Wäsche waschen.“

Und die kleine Bauwau wusch ihm die Wäsche, und den anderen Tag abends war er bei uns auf dem Verdeck und sah zu, wie wir alle möglichen Poffen trieben.

„Komm!“ rief ich und zeigte auf den „fliegenden Holländer“, der gerade mir gegenüber neben meiner Wäscherin sein Wesen trieb. Und meine Wäscherin lachte und winkte

ihm mit drolligen Handbewegungen zu, gerade so wie ein Käzchen, das nach einem Zwirnfäuel hascht; und der „fliegende Holländer“ sah ihn ebenfalls an und zeigte seine weißen Zähne.

„Nein, ich bleibe allein!“ rief er und drehte sich um und nahm Reißaus hinab in die Kajüte.

Aber den nächsten Tag steckten meine Malayin und der „fliegende Holländer“ die Köpfe zusammen, und als der Bornholmer auf das Verdeck kam, traten sie ihm beständig in den Weg, und brachten ihn endlich dazu, daß er ihnen Wasser aufwinden half; und der „fliegende Holländer“ neigte den Kopf zur Seite und seufzte und schlang den Flor um die Brust; und so oft sie an ihrem eigenen Manne vorüberkam, der beständig dalag und seine lange Thonpfeife schmauchte, schüttelte sie den Kopf hinter ihm und zuckte die Achseln und verlor den Flor und steckte ihn wieder auf und schlug die Augen nieder und machte die hundert Dinge, welche, wie es scheint, allen Weibern, weißen wie schwarzen und braunen, von der Wiege, ja vom Leibe der Mutter Eva her, angeboren sind.

Warte nur! dachte ich. Aber noch ergab er sich nicht.

Und der dritte Tag verstrich und der vierte begann. Puh! es war heiß, und wir lagen schwitzend im Schatten des Segels, und vorne unter dem Back lag der Rotterdammer und rauchte; dorthin kommt nun auch mein Bettkamerade geschlenkert und er läßt sich neben dem anderen nieder, und sie beginnen miteinander zu plaudern — es dauerte ziemlich lange — und der eine greift endlich in die Tasche hinein, und der andere streckt langsam die Hand aus — und sieht in dieselbe und steckt sie wieder in die Tasche und raucht langsam weiter.

Und an demselben Abend trank der Bornholmer sich einen ordentlichen Rausch an, und er tanzte mit dem „fliegenden Holländer“, daß er beinahe davongeflogen wäre. Am nächsten Tage aber und die folgenden Tage hindurch,

so lange die Herrlichkeit währte, war weder er noch sie zu sehen; und als dann alle Eimer und Kübel wieder auf ihren Plätzen standen und der Kapitän wieder an Bord und alles in seiner alten Ordnung und das Weibsvolk fort war, saßen der Bornholmer und ich auf der Kante unsers Bettes und ließen beide den Kopf hängen.

Und er griff hinter sich ins Bett hinein und holte das Porträt meiner Geliebten hervor, welches er vorsichtig in mehrere Tücher eingewickelt hatte, damit es nicht gedrückt werden sollte. Und er reichte es mir, ohne mich anzusehen oder etwas zu sagen.

„Du willst sie dir vielleicht nicht mehr ausborgen?“ fragte ich.

„Nein, ich will nicht mehr!“ antwortete er.

Und ich wickelte das Porträt aus den Tüchern und besah es lange, ohne daß ich eigentlich wußte, was ich that. Und dann weinten wir beide um unsere Wäscherinnen.

Wir segelten zusammen nach China, und wir kamen heim, und wir trennten uns und trafen einander wieder nach langer Zeit. Er hatte seine Mutter, und ich hatte meine Mutter, und beide Madamen waren mit in der Gesellschaft, als wir uns begegneten. Ich kann nun einmal nicht das Maul halten, und so fragte ich ihn, ob er sich noch erinnern könne, wie ich ihm damals meine Geliebte borgte, und an die Wäscherinnen.

Aber er schüttelte den Kopf und blickte verstohlen auf seine Madame. Meine eigene Mutter lachte.

Und daran hat sie recht gethan, und daran thut sie immer recht. Man soll nicht falsch sein. Ich erzähle alles, wie es ist. Denn, sehen Sie, wir sind ja alle Menschen.

„Unleugbar!“ antwortete ich. „Wenn sich nur alle dessen erinnern möchten!“ . . .

Und damit schloß mein Zollassistent die Lade wieder zu mitsamt dem Porträt und der Geschichte.



## 3. Der westindische Shawl.

Das war der Shawl, der westindische! Haben Sie schon davon gehört?

Nein, das hatte ich nicht.

So können Sie die Geschichte jetzt hören. — Wir kamen mit der Fregatte von der heißen Zone von St. Croix. Und es muß sich immer so treffen, daß wir wieder in unsere Fahrwasser heraufkommen, wenn es kaltes Frühjahr, oder kalter Herbst ist. Vielleicht geschieht es, um die Leute an den Schnupfen zu gewöhnen. Damals nun war es kaltes Frühjahr, als wir durch den Kanal einfuhren, und es wurde nicht milder, als wir in die Nordsee hinaufkamen. Es gab bei jeder Wacht immer ein paar Mann, die entweder husteten oder spuckten, wenn wir auf den Masten waren, und bisweilen husteten und spuckten sie zu gleicher Zeit. Da war nun ein Mann auf der Fockstange, der ungewöhnlich viel Wasser im Munde gehabt haben muß, denn sein Gespucke kam auf der Leeseite auf das Deck nieder, wo der Bootsmann stand und dieser Bootsmann war einer der unwirschesten unter allen Unteroffizieren, und sein Name war Bunte.

Er schreit gleich hinauf: „Mach' das Maul zu, wenn du gähnst!“ Und in demselben Augenblicke fällt der Mann oben herab und fliegt in die See hinaus.

Bunte brüllt: „Ein Mann über Bord!“ Und da es ihm schien, als trage er selbst die Schuld daran, so zieht er seine Halbstiefel aus und springt dem Manne nach.

Die Fregatte machte schnelle Fahrt, die See ging hoch, und der Mann konnte — wie so viele von den Fischern — nicht schwimmen; gleichwohl rettet ihn Bunte; und als die Fregatte gegen den Wind gebracht und die Schaluppe ausgefetzt war, so bekamen wir die beiden mit großen Beschwerden wieder an Bord; der Mann erhält eine private Ohrfeige und Bunte wird vom Nächstkommandierenden notiert; wie später der Chef auf das Berdeck kommt, ruft

er Bunke zu sich und sagt ihm ein paar freundliche Worte, wie man sie in der Eile über eine solche Sache sagen kann, und hierauf machen wir eine lange Kreuzfahrt durch die Nordsee hinaus, und niemand denkt mehr an diesen Unfall.

Wie wir aber Slagen hinter uns haben und das Wetter sich gebessert hat, trotz konträren Windes, läßt der Chef wieder den Bunke rufen und sagt ihm, daß er ihn für die Rettungsmedaille vorschlagen wolle.

„Ja wohl, Herr Kapitän,“ sagt der Bootsmann und salutiert.

„Aber ich habe mir gedacht“ — fährt der Chef fort — „daß die Fahrt lange gedauert hat, und daß es vielleicht daheim in der Krokodilsgasse mit dem Gelde schon schlecht bestellt ist!“

„Ja wohl, Herr Kapitän,“ sagt Bunke.

„Es sieht ja ganz schön aus, eine solche Medaille am roten Band zu tragen, wenn man in Frederiksberg spazieren geht; aber das stolze Bewußtsein hat man doch immer inwendig und ich will dich deshalb fragen, ob es dir nicht vielleicht lieber wäre, sechzehn Spezies in Silber zu bekommen?“ sagte der Chef.

„Ja wohl, Herr Kapitän,“ jagte Bunke. „Darf ich darüber bis morgen nachdenken?“

„Du kannst mir Bescheid sagen, wenn wir auf die Rhede kommen, Bunke!“ Und damit ging der Chef hinunter.

Na, ich höre dann in später Abendstunde, wie Bunke sich mit seinem alten Freunde, dem Kanonier, auf derselben Wacht bespricht.

Der Kanonier sagt:

„Ich meine, du solltest die Medaille nehmen. Denn die Münze an sich ist allerdings nicht viel wert; aber das rote Bändchen — siehst du — das ist es, was dem Gesindel auf dem Lande in die Augen sticht. Denn wenn so ein Unteroffizier mit dekoriertem Rockumschlag daherkommt,

müssen sie sich selbst sagen, daß er nicht allein seines Königs Tuch trägt und die Leute ausschimpft, sondern auch ein braver Kerl ist und sein Leben wagt, wenn so ein dummer Esel ungeschickt ist und sich nicht selbst zu helfen weiß!"

Darauf antwortet der Bootsmann:

„Ja, du, das ist sehr gut. Aber ich glaube gleichwohl, der Alte hat recht. Silber ist Silber. Es ist eine lange Fahrt gewesen, und es nützt nichts es zu verschweigen: ich habe alle meine Münzsorten an die schwarzen Dirnen ausgegeben, mit denen wir tanzten. Man ist ja nur ein Mann.“

„Ja, das weiß Gott!“ sagt der Kanonier.

Und hierauf sagte der Bootsmann weiter: „Wenn ich nun heimkomme in die Krokodilsgasse, so erwartet mich dort schon die Mutter; die ersten zwei Tage vergehen natürlich mit Küffen und Liebkosungen; dann aber wird die Mutter vernünftig, und sie fragt: Bunte, hast du wohl den westindischen Shawl mitgebracht, den du mir versprochen hast? Und dann steh' ich da, und es nützt mir nichts auf die Medaille und das rote Bändchen zu zeigen, denn damit kann ja sie nicht herumgehen!“

„Du hast recht,“ sagte der Kanonier. „Es ist genau so wie bei mir, wenn ich heimkomme in die Elefantengasse. Ich habe dort auch eine Mutter, welche fragt: Was bringst du mir mit? Nur mit dem Unterschiede, daß sie gleich fragt; denn sie ist nicht mehr so zärtlich.“

„Das ist die meinige,“ sagt der Bootsmann. „Sie ist so zärtlich und verliebt, daß ich nicht darauf schwören will, daß sie während meiner Abwesenheit sich nicht einen Freund geladen hat; denn es liegt nun einmal im Charakter der Frauenzimmer, daß sie in diesen Stücken nicht anders sind als wir Mannsvolk. Und es kann wenig helfen, darüber etwas zu sagen, wenn man ein Seemann ist und die Fahrten Jahr und Tag dauern.“

„Freilich nicht,“ sagt der Kanonier und kratzt sich unter der Mütze.

„Aber wenn ich nun nicht einmal etwas Ordentliches mitgebracht habe,“ sagt der Bootsmann, „und wenn mein Stellvertreter sich galanter gezeigt hat als ich, so könnte es geschehen, daß die Mutter sich ihn gar nicht mehr aus dem Kopf schlagen könnte, und das wäre doch ein häßlicher Gedanke für einen Bootsmann und Unteroffizier!“

„Ja, das wär's,“ sagte der Kanonier, und hierauf gingen sie voneinander.

Wie wir dann auf der Rhebe Anker warfen, geht der Bootsmann zum Chef, salutiert und sagt, daß er nachgedacht habe und ganz von der Meinung des Chefs sei.

„Du nimmst also lieber das Geld?“ fragt der Alte.

„Ja wohl, Herr Kapitän!“

Und der Chef zählt ihm die sechzehn Spezies vor und kneift das eine Auge zu, wie er es immer thut, wenn er in guter Laune ist, und fragt: „Was wirst du mit dem Gelde anfangen, Bunte?“

„Mit des Kapitäns Erlaubnis,“ sagt der Bootsmann; „ich will meiner Mutter daheim einen westindischen Shawl kaufen!“

Und der Chef fängt an zu lachen, und der Nächstkommandierende, der daneben steht, fängt an zu grunzen, und alle beide fragen sie: „Wo, zum Teufel, willst du denn einen westindischen Shawl bekommen?“

Aber der Bootsmann hielt nur die Hand an die Milz und antwortete nichts.

Dann wurden wir entlassen.

Den ersten Tag, wie ich durch die Große Regnegasse gehe und nichts anderes zu thun habe, als die Tröblerbuden anzusehen, fällt mir in einem Fenster ein hellblauer Shawl auf, mit gelben Fransen ringsherum und einer großen roten Tulpe in der Mitte, und ich mußte sogleich an Westindien denken und an die Negerweiber dort, wenn sie am Sonntag spazieren gehen.

Und in der Swärtegasse treffe ich den Bootsmann und den Kanonier, welche mir schnurstracks entgegenkommen, mich aber nicht sehen, da sie die Augen halb rechts, halb links haben, als suchten sie nach Deserteuren.

Na, ich ließ sie ihren Kurs einhalten, und ich hielt den meinigen ein; dann kommt der Buß- und Betttag. Ich habe mich eben von einigen Kameraden getrennt und schleudre allein herum draußen in Frederiksberg; da seh' ich auf einmal den Bunte und seinen Freund, den Kanonier, und vor ihnen gehen ihre beiden Madamen.

Man konnte sich nicht irren: die eine, die stärkere, lachte mit dem ganzen Gesichte, so oft sie sich umwandte; sie ging daher und schwänzelte wie eine Ente, die kürzlich untergetaucht hatte. Sie trug den hellblauen Shawl mit den gelben Fransen, und die große rote Tulpe strahlte hinten, gerade in der Mitte . . .

Die andere Madame war mager und hielt sich steif wie ein Bramstag. Sie ärgerte sich, das war deutlich. Aber sie hatte auch nur einen gewöhnlichen Shawl, der niemals in St. Croix gewesen war.

Ich ging so nahe ich konnte an den beiden Unteroffizieren vorüber, ohne daß sie mich bemerkten, und ich hörte Bunte zu seinem Freunde sagen:

„Du, der glänzt ordentlich, was? Damit hab' ich der Mutter wirklich eine gute Nase gedreht. Aber wenn sie nichts erfährt, und wenn ich weiß, daß das Geld ehrlich verdient ist, und daß ich meine Pflicht gethan habe und überdies beinahe ertrunken wäre, so, nicht wahr? . . . was?“

„Natürlich,“ antwortete der Kanonier.

Aber ich glaube gleichwohl, daß dieser sich für seine Frau ärgerte.

6x 82

Verlag von **Oswald Mutze** in Leipzig.

**Herrn Professor Zöllner's Experimente** mit dem amerikan. Medium Herrn Glade und seine Hypothese intelligenter vierdimensionaler Wesen. Von Moritz Wirth. 3. Aufl. Preis: M. 3.

**Stimmen aus dem Reich der Geister.** Von Dr. Robert Frieße. Mit einer Tafel in Lichtdruck. 4. Aufl. Preis: M. 5, geb. M. 6.

**Das Leben jenseits des Grabes.** Von Dr. Robert Frieße. Preis: M. 3, geb. M. 4.50.

**Katechismus des reinen Spiritualismus.** Wegweiser zur Erlangung eines glücklichen Lebens im Diesseits und Jenseits. Von Prof. L. v. Pusch. Preis: M. 4, geb. M. 5.

**Das Buch der Medien, oder: Mittel für den Verkehr mit der unsichtbaren Welt.** Ratschläge über Schwierigkeiten, welchen man bei der Ausübung des Spiritismus begegnen kann. Von Allan Kardec. 3. Aufl. Preis: M. 6, geb. M. 8.

**Dasein und Ewigkeit.** Betrachtungen über Gott und Schöpfung, die physische und psychische Entwicklung in der Natur, die Unsterblichkeit, den endlosen Fortschritt und die Bestimmung des Geistes. Von W. Erdensohn. Preis: M. 8, geb. M. 10.

**Die Vorurteile der Menschheit.** Von L. B. Hellenbach. 3. Aufl. 3 Bände. Preis: M. 12, geb. M. 16.50.

**Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform oder die Doppelnatur des Menschen.** Von L. B. Hellenbach. Preis: M. 6, geb. M. 8.

**Meine Erfahrungen auf dem Gebiete des Spiritismus.** Von Hofrat Max Seiling, Prof. a. D. Preis: M. 2, geb. M. 3.

**Vorläufer des Spiritismus.** Hervorragende Fälle willkürlicher mediumistischer Erscheinungen aus den letzten drei Jahrhunderten von Alexander N. Aksakoff. Übersetzt von Feilgenhauer. Preis: M. 7, geb. M. 9.

**Geschichte des Spiritismus.** Von Caesar Baudi Ritter von Desme. Übers. v. Feilgenhauer. 3 Bde. à M. 10, geb. M. 12. (Vorzüglichstes Werk der letzten Jahre.)

Probe-Nummern der „*Psychischen Studien*“, sowie „*Zeitschrift für Spiritismus*“ und Prospekte gratis.



1 0100 00241038 5

8  
 759<sup>a</sup>

- Budonias** Leben und Wirken. Nach der d  
 tung von Nepagoshas Buddha-Carita und  
 in das Englische durch Samuel Beal in de  
 tragen von Th. Schulze. Nr. 3418—3420.
- Chinesische Gedichte.** Nach der englischen  
 G. E. Stent deutsch von Adolf Seubert. Nr. 738.
- Hitopadesa.** Die freundliche Belehrung Eine Samm-  
 lung indischer Erzählungen und Sprüche in der Recension des  
 Nārājana. Ins Deutsche übersezt, mit sachlichen und sprachlichen  
 Anmerkungen sowie einem erläuternden Register versehen von  
 Johannes Hertel. Nr. 3385—3387.
- Indische Sprüche.** Aus dem Sanskrit metrisch übersezt  
 von Ludwig Friese. Nr. 1408. — Geb. 60 Pf.
- Kausika's Zorn.** (Tschandakauçika.) Indisches Drama  
 von Kschemivara. Zum ersten Male und metrisch übersezt von  
 Ludwig Friese. Nr. 1726.
- Der Kreidekreis.** Hoi-lan-ki. Chinesisches Schauspiel in 4 Aufz.  
 und einem Vorspiel. Frei bearbeitet von Wollheim da Fonseca. Nr. 768.
- Die Leuchte Asiens.** Erzählung eines indischen Buddhisten  
 von Edwin Arnold. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen  
 von Konrad Bernick. Nr. 2941. 2942. — Geb. 80 Pf.
- Malati und Madhava.** Indisches Drama v. Bhavabhuti.  
 Zum ersten Male und metrisch aus dem Original ins Deutsche über-  
 sezt von Ludwig Friese. Nr. 1844.
- Malavika und Agnimitra.** Indisches Schausp. v. Kalidasa.  
 Metrisch übersezt von Ludwig Friese. Nr. 1598.
- Mudrarakschasa oder Des Kanzlers Siegelring.** Indisches  
 Drama von Bisakhadatta. Aus dem Sanskrit zum ersten Male  
 und metrisch ins Deutsche übersezt von L. Friese. Nr. 2249.
- Nala und Damayanti.** Indisches Märchen a. d. Mahāb-  
 härata. Sinngetreue Prosaübersetzung von Herm. C. Kellner. Nr. 2116.
- Sakuntala.** Drama in sieben Akten von Kalidasa. Deutsch  
 von Hermann Camillo Kellner. Nr. 2751. — Geb. 60 Pf.
- Sakuntala.** Schausp. in fünf Aufzügen. Frei nach Kalidasa  
 von A. Frhr. v. Wolzogen. (Bühnenausgabe.) Nr. 1209.
- Die Schwänke des Nasr-ed-din und Buadem** von Mehemed  
 Tewfik. Aus dem Türkischen übersezt von Dr. Müllendorff. Nr. 2735.
- Urvasi.** Indisches Schauspiel von Kalidasa. Metrisch  
 übersezt von L. Friese. Nr. 1465.
- Vasantasenā oder das irdene Wägelchen.** (Mricchakatikā.)  
 Ein indisches Schauspiel in zehn Aufzügen von König Cūdraka.  
 Deutsch von Herm. Camillo Kellner. Zweite Auflage. Nr. 3111. 3112.
- Der Dezier von Lenkoran.** Türkische Komödie in vier Auf-  
 zügen von Mirza Feth-Ali Achondzade. Übersezt und für die  
 deutsche Bühne bearbeitet von D. Pöbel und C. Fr. Wittmann. Nr. 3064.